

SPRAWOZDANIE

DYREKCYI C. K. GIMNAZYUM WYŻSZEGO

W NOWYM SĄCZU

ZA ROK SZKOLNY

1879.

TRZĘC:

1. Goethe's „Hermann und Dorothea“ und „Herr Thaddäus“ von Mickiewicz;
eine Parallele von Alexander Pechnik.
2. Kronika i statystyka zakładu.

NOWY SĄCZ.

Nakładem funduszu naukowego.

DRUKIEM JÓZEFA PISZA.

1879.

LIBRARY SPECIAL

1886

BIWUM PA
M. ERADIANA 647
IWOJEWOZIWA
ODDZIAŁ W NOWYM SĄCZU
ul. Piłarska I. 3/5 — Tel. 23-45

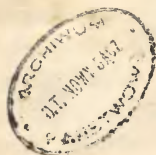
Goethe's
„HERMANN UND DOROTHEA“
UND
„HERR THADDÄUS
ODER
DER LETZTE EINRITT IN LITHAUEN“
VON
Mickiewicz.

EINE PARALLELE

mit Beigabe von mehreren übersetzten Auszügen aus dem letzteren Gedichte

VON

Alexander Technik.



Vorwort.

Mit einer gewissen wohl erklärlichen Beklommenheit biete ich diese Schrift dem deutschen Lesepublicum dar. „Goethe und Mickiewicz! — welche Zusammenstellung! wie wagt es irgend ein obscurer Scribent das herrliche Werk des weltberühmten Dichterheros mit dem eines Polen zu vergleichen, welcher von seinen Landsleuten geschätzt werden mag, aber in Europa bis jetzt so gut wie unbekannt ist? Was kann übrigens ein Slave Besonderes geleistet haben? Wo sind die Künstler aus diesem Stamme, welche den grossen Meistern anderer Völker gleichzustellen wären?“

So ungefähr wird man, wie ich fürchte, im vorhinein urtheilen. Wohl sind schon einige polnische Künstlernamen jedem gebildeten Deutschen geläufig, aber ein Chopin ist noch kein Bethoven, ein Matejko noch kein Tizian: und Mickiewicz sollte sich mit Goethe messen? Das wäre etwas Neues für die Aesthetiker! Wenigstens bin ich bei keinem der namhaften Schriftsteller in diesem Fache auf die Bekanntschaft mit dem besprochenen Dichter gestossen; es erwähnt ihn zwar Carriere in seinem Buche: „Das Wesen und die Formen der Poesie“ (1854) S. 179, aber die Zusammenstellung mit Scott und Kinkel scheint nicht darauf hinzudeuten, dass er sein grösstes Werk gelesen hat. Uebrigens ist diese Unkenntniss sehr begreiflich, da die polnische Sprache in anderen Ländern selten gesprochen wird und bis auf den heutigen Tag keine guten Uebersetzungen der besten litterarischen Producte dieser Nation existiren. So gibt es nur Eine Uebersetzung des epischen Gedichtes „Herr Thaddäus“ (von R. O. Spazier, herausg. in Leipzig, Verlag von Weber 1836), welche aber so schlecht, so unverständlich und an den schönsten Stellen sinnverdrehend ist, dass sie ihren Zweck verfehlen musste. Ich habe versucht, durch eine eigene Uebersetzung einiger Abschnitte, welche nicht gerade für die schönsten anzusehen sind, aber meine Behauptungen im Texte am besten illustriren, einen wenigstens annähernden Begriff von dem Ganzen zu geben, und die vorliegende

Abhandlung soll zur Einleitung dienen für meine demnächst erscheinende vollständige Verdeutschung des Gedichtes. Dann wird man auch hoffentlich die Berechtigung meiner Ansicht nicht bestreiten, dass Mickiewicz einer der wenigen Meister ist, bei dem man reichliche Belehrung über das Wesen der Poesie und insbesondere der epischen finden kann. Ich erwarte nicht, dass jemand aus dem Grunde, weil er in ein bisher ihm fremdes Gebiet geführt wird, an seiner vorgefassten Meinung, kein polnischer Künstler dürfe den grossen Germanen und Romanen an die Seite gestellt werden, hartnäckig festhalten, alle Versuche, ihn zu überzeugen, zurückweisen und das unbekannte Gedicht keiner tieferen Einsicht würdigen sollte, ich erwarte es nicht, indem ich mich auf den Ausspruch Hegels stütze (Aesth. I., S. 346): „Es fehlt uns Deutschen nicht an Geduld uns mit saurer Mühe durch Gelehrsamkeit in die Denk- und Anschauungsweise fremder Nationen und entlegener Jahrhunderte hineinzustudiren, um ihre Particularitäten uns anzubequemen, und diese Vielseitigkeit und Allseitigkeit, die Geister der Nationen aufzufassen und zu verstehen, macht uns auch in der Kunst nicht nur gegen fremde Sonderbarkeiten tolerant, sondern sogar alzupeinlich in der Forderung genauester Richtigkeit solcher unwesentlichen Aussendinge..... Wir lassen besonders in fremden Kunstwerken jedes treue Gemälde gelten.“

In Bezug endlich auf die Abschnitte, welche sich ausschliesslich auf „Hermann und Dorothea“ beziehen, habe ich über mein Verhältniss zu Humboldt folgendes zu bemerken: ich setze die Kenntniss seiner Schrift voraus und habe viele Punkte, welche bei der Würdigung des Goethe'schen Werkes hervorzuheben sind, viele Schönheiten desselben übergangen, und mich nur dort aufgehalten, wo ich seine Gedanken durch die Forschungen Hegel's, Vischer's und anderer ergänzen oder eine eigene Auffassung entwickeln konnte; besonders schien mir die Frage, ob das Gedicht ein Epos zu nennen sei, eine möglichst klare und allseitige Beleuchtung zu verdienen.

Der Verfasser.

1. Ist „Hermann und Dorothea“ ein Epos?

Es ist unläugbar ein gewagtes Unternehmen, nach Humboldt's „ästhetischen Versuchen“ über Hermann und Dorothea zu schreiben. Seit dem Erscheinen dieser für die Wissenschaft des Schönen so wertvollen Schrift ist der Kunstkenner berechtigt, an alle neuen „Versuche,“ die sich jenen anreihen wollen, die ungenügsamsten Anforderungen zu stellen. Wird dasselbe, was dort schon zu finden ist, in neuer Form und populärer Darstellung wiederholt, so mag das für den weiteren Leserkreis verdienstlich sein, für denjenigen aber, der damit vertraut ist, hat es keinen Wert. Die Entwicklung des darin implicite Enthaltenen scheint einen so feinen Geschmack vorauszusetzen, wie ihn Humboldt hatte. Am schwierigsten aber wäre eine abweichende Ansicht zu begründen. Wenn wir jedoch andererseits erwägen, dass der erste Forscher auf jedem Gebiete eine bahnbrechende Arbeit verrichten muss, dass er folglich notwendiger Weise manches ausser Acht lässt und auch manche Misgriffe beinahe unumgänglich sind, so bleibt seinen Nachfolgern vieles zu ergänzen und zu berichtigen übrig, ob sie auch nicht seine Begabung, seinen durchdringenden Blick besitzen. So wurden auch bereits mehrere dankenswerte Beiträge zur Würdigung des Göthe'schen Gedichtes veröffentlicht, und eben der Umstand, dass diese Untersuchungen, die wohl weder durch Tiefe noch durch Schärfe der Einsicht an die von Humboldt hinanreichen, entsprechende Anerkennung gefunden haben, ermutigt mich, mit diesem Aufsätze hervortreten, zumal ich befürchten muss, dass die Polemik gegen Humboldt nicht immer das Richtige getroffen und eine mehr oder weniger bedeutende Begriffs-verwirrung angestiftet habe. — Ich schicke diese Zeilen voraus, vor allem zur Entschuldigung meines Vorhabens, dann aber auch um dessen Methode zu erklären, welche immer von neuem an Humboldt anknüpfen wird.

Um den Wert eines Kunstwerkes zu bestimmen, hat man gewiss nicht immer nötig, auf die Principien der Aesthetik zurückzugehen. Doch ist dies erforderlich bei bedeutenden Werken, da

eben solche die Erfahrungs-objecte bilden, aus denen die allgemeinen Gesetze abstrahirt werden.

Freilich sind wir in diesem Betracht viel besser daran, als Humboldt, weil die Aesthetik schon so weit fortgeschritten ist, dass man die Uebereinstimmung über ihre Grundlehren im allgemeinen voraussetzen kann. Das Meiste also, was Humboldt von der Kunst gesagt hat, können wir fuglich übergehen, und wollen nur bei einigen Puncten stehen bleiben, die er, unserer Ansicht nach, unrichtig auffasst.

Der erste und wichtigste ist die Frage, zu welcher Gattung der Poesie das Gedicht gehört. Humboldt antwortet, es sei eine „bürgerliche Epopöe“ (S. 154 ¹⁾), und sucht durch diese neue Bezeichnung der Eigentümlichkeit des Werkes gerecht zu werden. Er gelangt aber zu dieser Folgerung, das Gedicht erfordere für sich die Aufstellung einer bisher unbekannten Art des grossen Epos, mit Hilfe einiger Definitionen, die für uns unannehmbar sind. Weil man allgemein von der Epopöe behauptete, sie müsse heroische Charactere und Handlungen einführen, wobei man sich auf Homer und alle seine Nachfolger berufen konnte, begreift er den Heroismus als „diejenige innere Stimmung, in welcher, was sonst allein das Geschäft des reinen Willens ist, durch die Einbildungskraft, aber nach eben den Gesetzen ausgeführt wird, nach welchen auch jener gehandelt haben würde“ (S. 145). Also bloss: „Stimmung,“ nicht ein gewisser hoher Grad der Willensstärke, welcher Bewunderung erregt und die erhabene Grösse, deren die menschliche Natur fähig ist, zur Erscheinung bringt. — Und zwar wird in dieser Stimmung etwas durch die Einbildungskraft ausgeführt, „was sonst allein das Geschäft des reinen Willens ist.“ Der Sinn dieser höchst unklaren Worte ist wohl folgender: wenn eine Tat von der Phantasie über die bloss verständige Auffassung erhoben und sozusagen mit einem Glorienschein umgeben wird, so entsteht die heroische Stimmung. Nun glauben wir, dass der wahre Heroismus auch ohne Mithilfe der Phantasie sehr wohl bestehen kann, dass er einzig und allein auf dem Willen beruht. Humboldt scheint von der ganz richtigen Voraussetzung ausgegangen zu sein, es wäre zu allem Ausserordentlichen erforderlich, dass es aus der gemeinen Alltäglichkeit des Lebens in eine höhere, die noumenale

¹⁾ Ich citire nach der dritten Auflage, die zu Braunschweig 1861 erschienen ist.

Sphäre, in das Licht der Ewigkeit gerückt werde. Aber er hat das tiefere Bewusstsein, welches die Dinge so begreift, mit der Einbildungskraft verwechselt. Dass nichts anderes seine Meinung war, ersehen wir aus den nächst folgenden Worten, in welchen er den sinnlichen Heroismus und den moralischen so unterscheidet, dass in dem ersteren die Einbildungskraft mehr auf die äusseren, im letzteren auf den inneren Sinn bezogen sei, dass sie in jenem mehr das Sinnliche, Grosse und Glänzende, in diesem das Erhabene suche; worauf er nur dem moralischen Heroismus eigenen inneren Wert zugesteht. Dagegen hat nach unseren obigen Bemerkungen die Einbildungskraft mit diesem „moralischen Heroismus“ gar nichts zu schaffen, wohl aber übt sie mächtigen Einfluss aus auf jene anders geartete Stimmung, die sich zu grossartigen Taten hinneigt, welche den einzelnen über die Menge erheben und ihm einen nicht immer verdienten Ruhm erwerben. Dieser „sinnliche Heroismus“, zu welchem die Tapferkeit des Kriegers, die nutzlose durch einen schwärmerischen Enthusiasmus für eine Idee veranlasste Aufopferung des Lebens, und die törichte für ein unberechtigtes Bestreben gehört, — kann vielmehr als eine Verkehrung des wahren Heroismus angesehen werden, als die Manifestation einer Willensstärke, die einer besseren Sache würdig wäre.

Doch sehen wir nun zu, wie Humboldt seine Definitionen auf den Begriff der Epopöe anwendet. Er bemerkt (S. 146 ff.), dass wir in allen bekannten Epopöen den sinnlichen Heroismus antreffen, entweder allein oder zugleich mit dem moralischen; dass alle eine wichtige Handlung von beträchtlichem äusserem Umfange erzählen, Völkerschlachten und Einzelkämpfe berühmter Helden; dass es der Seele offenbar eine höheren Schwung gebe, wenn sie auch sinnlich grosse Massen vor ihren Augen sich bewegen sieht, wenn der Dichter sie auf einen grossen und weiten Schauplatz führt, wenn er ihr zugleich den blendenden Glanz des Olympos und die furchtbaren Tiefen des Erebus aufschliesst; dass dieses zugleich auch eine reinere künstlerische Wirkung mache, als wenn der Inhalt aus dem gewöhnlichen Leben entnommen ist.

Dies alles fehlt dem Werke Goethe's; der sinnliche Heroismus ist darin nicht vertreten; wohl aber haben seine Personen jene Tüchtigkeit der Gesinnung, die nach Humboldt unter den Begriff des moralischen Heroismus fällt; das Gedicht scheint sich also zu den bekannten Epopöen ähnlich zu verhalten, wie das bürgerliche Trauerspiel zu dem heroischen. Jedoch glauben wir, dass Hum-

boldt bei der näheren Begründung dieser Ansicht (§. 77) eine logische Subreption begangen, oder, wenn das nicht der Fall ist, jedenfalls einen sehr wichtigen Punct übersehen hat. Wenn er nämlich sagt (S. 152), dass die Forderungen, welche an die Epopöe gestellt werden (der Grösse der Handlung, des Wunderbaren, des Umfanges des Gedichtes u. drgl.), alle darin übereinkommen, das der Stoff der Epopöe ins Glänzende, Sinnlichreiche bearbeitet werden muss: so hat er auch schon unter den Begriff des sinnlichen Glanzes auch die Wichtigkeit der Handlung gezogen, und berücksichtigt gar nicht mehr den Unterschied zwischen einer Tat, welche die volle Seelenstärke des Menschen in Anspruch nimmt und solchen Unternehmungen, wie sie im vorliegenden Gedichte ausgeführt werden. Wiederholt spricht er von den „sinnlich grossen“ Gegenständen, von der lebhaften Bewegung in der heroischen Epopöe, während er der bürgerlichen Epopöe (dh. dem Werke Goethe's) grösseren Gehalt an Gedanken und Empfindungen zuschreibt; ja, es scheint der letzteren im Vergleich mit der Ilias, nichts mehr zu fehlen, als der „Glanz und Reichtum“ jener Dichtung! Die höchste Forderung, welche Humboldt, und zwar mit Recht (was wir bald näher ausführen werden), an das Epos stellt, ist diese, dass es den allgemeinsten Ueberblick über das ganze menschliche Leben und die gesammte Natur gewähre. Diese Aufgabe kann aber der Dichter auch mit einer geringeren Menge von Gegenständen, als es Homer gethan, auch ohne Schlachtengetümmel und Götter-erscheinung ausführen, das hängt nur von der Kunst ab, mit welcher er in seinem kleineren Ausschnitte uns den Lauf der Welt zu zeigen vermag. Es steht aber unzweifelhaft der Grad, in welchem er uns die Tiefen der Seele und das Walten des Schicksals bloslegt, in einem bestimmten Verhältnisse zu der Grösse der Handlung, wiewohl dieselbe ein relativer Begriff ist. Wenn z. B. der Künstler einen Familienvater im Kreise der Seinigen, bei einem Glase Wein gemüthlich plaudernd, uns vor die Augen stellt, so kann uns das Bildchen erfreuen, weil wir darin eine rein menschliche Stimmung wieder erkennen; aber anders zeigt sich uns derselbe Mann im Augenblicke einer tiefen Rührung, welche alle Kräfte seiner Seele erregt und dieselbe bis auf den Grund erschüttert; und gewiss lernen wir besser unser eigenes Wesen kennen beim Anblicke Hectors, wie er Weib und Kind verlässt, um seine Pflicht zu erfüllen, ob er auch voraussieht seinen frühen Tod und ihr trauriges Schicksal, — als

wenn unser Mitleid erweckt wird durch Hermanns momentanen Kummer. Denn die volle Grösse des Geistes offenbart sich nur im tiefsten Schmerze, im Kampfe, in der Entzweigung, in gewaltigen inneren Collisionen, die er zu überwinden hat, um sich die gestörte Harmonie wieder zu erringen.¹⁾ Sagt doch Humboldt selbst an einem anderen Orte (S. 119): „Je besser der epische Dichter seine Leser zu erschüttern versteht, desto stärker ist seine endliche Wirkung.“ Und wir fügen hinzu: Die erhabene Ruhe, welche das Resultat eines siegreichen Kampfes ist, erfüllt mit grösserer Befriedigung, als die tatlose, welche durch nichts gestört wird.²⁾

Es muss also die Wichtigkeit der Handlung in Bezug auf das Schicksal eines Einzelnen, oder ganzer Nationen wohl unterschieden werden von dem sinnlich-Grossen, dem Prächtigen und Glänzenden. Nun scheint es am Tage zu liegen, dass in unserem Gedichte die Handlung von zu geringer Bedeutung ist, als dass sich in ihr das Gemüt der handelnden Personen in solchem Masse entfalten könnte, wie es das Epos erfordert. Da hilft sich aber Humboldt auf eine sehr bedenkliche Weise, indem er zur Symbolik seine Zuflucht nimmt und hinter dem dargestellten Bilde die Ideen aufsucht, welche darin niedergelegt sein sollen. Er fasst die auftretenden Gestalten und die Begebenheiten, die Zeitumstände, in welche ihre Schicksale verwebt sind, schärfer ins Auge, und bemerkt, dass der Dichter durch seine lebensvollen Individuen etwas darstellt, was, indess wir sie sehen, in ihrer Gestalt, in ihren Handlungen auf uns einwirkt und für sich ein grosses, ein allgemeines, ein hinreissendes Interesse beansprucht (Vgl. S. 156 ff.). Da hören wir nun zu unserer grössten Verwunderung, das Hauptthema des Gedichtes sei nicht die Darstellung eines Lebensbildes, sondern die Entwicklung und Beantwortung folgender philosophischer Fragen³⁾: „Wie ist intellectuelles, moralisches und politisches

¹⁾ So ziemlich denselben Gedanken drückt Hegel mit anderen Worten aus in den Vorles. über die Aesthetik (S. W. X, 1. S. 228—9).

²⁾ Vgl. M. Carriere, das Wesen und die Formen der Poesie (Leipzig. 1854) S. 9: „Ohne Kampf keine Siegesfreude, das Schöne ist die Siegesfreude, ist die aus allem Unterschiede sich wiederherstellende harmonische Einheit.“

³⁾ Es dürfte vielleicht überflüssig scheinen, dass hier diese Ansicht Humboldts noch einmal erörtert wird, obwohl sie schon von anderen als dem Wesen der Kunst nicht entsprechend dargetan wurde; allein diese Widerlegung ist wohl nirgends befriedigend und erschöpfend vollzogen worden; man vergleiche nur die höchst unzulänglichen Ausführungen von Düntzer

Fortschreiten mit Zufriedenheit und Ruhe? wie dasjenige, wonach die Menschheit, als nach einem allgemeinen Ziele streben soll, mit der natürlichen Individualität eines jeden? wie das Betragen Einzelner mit dem Strom der Zeit und der Ereignisse? wie endlich überhaupt das, was der Mensch selbst in sich schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was, ausser den Gränzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn her vorgeht, so vereinbar, dass jedes wohlthätig auf das andere zurück, und beides zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt?“

Es ist wohl nicht die Meinung Humboldt's, dass der Dichter sich mit vollem Bewusstsein die Aufgabe gestellt habe, diese Reflexionen und zugleich auch die Resultate seines Nachdenkens über die Cultur, den Fortschritt u. s. w. im Gedichte zu verkörpern, dass er seine Phantasie genötigt habe, den abstracten Inhalt mit einem schönen Gewande zu umhüllen, dass er seine seelenvollen Gestalten zu blossen Trägern von etwas anderem, das sie aussprechen sollten, erniedrigt habe. Für eine so verkehrte Auffassung war Humboldt viel zu feinsinnig, es zeugt auch die ganze Abhandlung dagegen; nach S. 2 will er das Kunstwerk nur als den „lebendig dargestellten Gedanken einer individuellen dichterischen Einbildungskraft“ beurteilen, und dieser Ausdruck trifft den Kern der Sache: in der Kunst kann blos von „Gedanken der Einbildungskraft“ die Rede sein. Aus dem engen Umkreis der Wirklichkeit erhebt uns die Kunst in Sphären, wo sie eine andere Welt erschaffen hat, wo unvergängliche Gestalten wandeln, die von allen irdischen Schlacken gereinigt, von der Unbill des Zufalls verschont sind; die mehr als Menschen zu sein scheinen, aber nur den Ur-menschen, das Wesen seiner Natur vorspiegeln, so wie es an sich ist, wenn es auch in jedem Individuum sich anders versinnlicht; diese Gestalten leben und freuen sich ihres Daseins und wenn sie leiden und kämpfen, so unterliegen sie nicht dem Schmerze und nicht dem Bösen, denn das Göttliche in ihrer Brust erringt ihnen die selige Ruhe der Ewigkeit; — und den gedrückten Menschen erfreut ihr Anblick, weil sie ihm in ihrer leiblichen Erscheinung das wahrhaft Seiende, das Reich des Geistes vor die Augen stellen. Also nicht Verstandes — begriffe und Urtheile will der Künstler bieten, sondern die Ideen der Schöpfung, das Wesen

(Erläuterungen zu Goethe's H. u. D. S. 76 f) und Cholevius (G-s H. u. D. 2te Aufl. 1877. S. 6 ff).

des Menschen und der ganzen Natur, in deren Schoosse er lebt; und die geheimnißvolle Macht der Phantasie vermag diese Welt der Ideen in leibhafte Erscheinung zu bannen.¹⁻⁾ —

Wie trefflich aber grade Hermann und Dorothea dieser Aufgabe der Kunst entspricht, wie klar und rein das Leben der Menschen und ihre Gesinnung darin entfaltet ist, das könnte niemand besser würdigen, als es Humboldt getan hat. Warum sucht er gleichwohl noch etwas anderes darin, und zwar solche rein verständige Gedanken? Vielleicht liegt die Ursache davon in jener den Deutschen eigentümlichen Geistesart, welche sich selten mit dem Gegebenen begnügt, und wäre es auch das beste Werk der Phantasie oder des tatkräftigen Willens, sondern gewöhnlich dasselbe gleich verlässt, um auf dem Wege der Speculation zu den abstractesten Vernunftideen emporzuklimmen.²⁻⁾ Er wollte offenbar einen ausreichenden Ersatz ausfindig machen für den Mangel einer so bedeutenden Handlung, wie sie die anderen Epopöen haben, und da entging es ihm, dass die tiefsten philosophischen Ideen den Wert eines Kunstwerks als solchen gar nicht erhöhen. Mag auch die Beantwortung jener Fragen in Wahrheit „die richtigste sein für die philosophische Prüfung und die genügendste für das practische Leben“ (wovon wir für den Augenblick ganz absehen), es handelt sich bei dem Gedichte nur darum, ob die Personen, welche darüber sprechen, die volle lebendige Realität haben und ob ihre Charactere wahrhaftige Seiten des menschlichen Wesens darstellen. Es kann zwar die Poesie, weil ihr Material die Sprache und weil sie durch dieselbe befähigt ist, nicht blos die Vorstellung der leiblichen Erscheinung zu erwecken, sondern auch das Fühlen und Denken des Geistes auszusagen, mitunter die allgemeinsten Gedanken aufnehmen (und schon Homer hat es getan), aber diese Gedanken sind ihr niemals ein besonderer Zweck neben der Characterzeichnung, sie werfen blos ein helleres Licht in die Seele der sprechenden Person und lassen ihre Stimmug,

¹⁻⁾ Vgl. Hegel a. a. O. X, 1. S 53: „Die künstlerische Phantasie ist das Vernünftige, das als Geist nur ist, insofern es sich zum Bewusstsein hervorzutreiben tätig ist, doch, was es enthält, noch erst in sinnlicher Form vor sich hinstellt.“

²⁻⁾ Vgl. Göthe (im Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, 3te Ausg. 1870. 2ter Bd. S. 1): „Von Hermann und Dorothea las ich kürzlich eine Recension in der Nürnberger Zeitung, welche mir wieder bestätigt, dass die Deutschen nur fürs Allgemeine, fürs Verständige und fürs Moralische Sinn haben.“

ihr Bestreben klar zu Tage treten Freilich ist hier die Gränze zwischen dem Gebiete der Poesie und dem der Prosa äusserst fein und in manchen Fällen entscheidet nur der subjective Eindruck jedermanns darüber, ob der Dichter sich jenseits dieser Gränze verirrt hat; vielleicht können auch in unserem Gedichte einige Stellen von diesem Vorwurf getroffen werden.

. Dennoch wird niemand als unpoetisch verdammen den Ideen-
austausch zwischen dem Wirte und seinen Freunden, den Streit
der beiden Eltern über die Unzufriedenheit des Vaters mit dem
Betragen des Sohnes, das Gespräch Hermanns mit Dorothea, und
so auch beinahe alle übrigen Reflexionen des Gedichtes, da durch
dieselben die auftretenden Personen characterisirt werden; ja,
wir gestehen noch mehr zu: Dieselben erheben den Leser über
die Beschränktheit der geschilderten Zustände und gewähren ihm
einen weiteren Ueberblick über den Lauf der Welt, indem sie
seiner Phantasie viele andere Verhältnisse und Bestrebungen vor-
führen; aber es ist nicht ihr philosophischer Gehalt, noch ihre
Anwendbarkeit für das practische Leben, was sie rechtfertigt und
ihren Wert ausmacht. So ist es z. B. recht gut und verständig,
wenn die Mutter im Hinblick auf die eigentümlichen Character-
eigenschaften Hermanns sagt, dass die Eltern nicht nach ihrem Sinne
die Kinder formen können, sie mögen also nur jeglichen gewähren
lassen (III, 47-9); aber unter dem philosophischen Gesichtspuncte
bedarf dieser Satz einer mannigfachen Einschränkung, wenn man
ihn mit dem Begriff der Erziehung vereinbaren will. Aehnlich
spricht sich in den Schlussworten Hermanns, dass er in der gewal-
tig bewegten Zeit nicht hin und her schwanken, sondern der Ver-
wirrung und Unruhe Widerstand leisten wolle, denn „wer fest
auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich“; — eine männlich
entschlossene Gesinnung aus, aber die Sätze können keinen An-
spruch machen auf allgemeine objective Giltigkeit, wenn man
von dem speciellen Fall absieht, auf den sie sich beziehen; denn
da wäre erst zu fragen, wie man gesinnt sein müsse, um „sich
die Welt zu bilden“, die Consequenz im Handeln erfordert zu
ihrer Grundlage richtige Principien. Im Falle Hermanns sind diese
Principien die Bewahrung des Eigentums, das Festhalten am Be-
stehenden, das mutige Eintreten für Gott und Gesetz und für die
Familie gegen das zerstörende Treiben der Revolution; diese
Grundsätze wurden aber auch vor dem Gedichte Goethe's anerkannt,
es hat also in dieser Hinsicht keine neue Weisheit gelehrt und

es würde schlimm daran sein, wenn man es bloß von diesem Standpunkte würdigen wollte. Insofern jedoch der ästhetische Massstab mit dem moralischen zusammenfällt, ist die Wertbestimmung eines Kunstwerks nichts weniger als unabhängig von seinem sittlichen Gehalt, und da wieder das Gute und Wahre in ihrem tiefsten Grunde Eins sind, so kann jeder „Gedanke der Einbildungskraft“ auch rein philosophisch geprüft werden, aber für den Aesthetiker kommt es nur auf den Grad der Vollkommenheit an, mit welcher der Künstler seine edlen Gefühle und wahren Ideen in lebendig individuellen Gestalten versinnlicht hat.¹⁾

Was also den Wert unseres Gedichtes erhöht, ist die treffliche Zeichnung edler Charactere, nicht die richtige Ansicht, welche es uns gewähren soll über den Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Vollkommenheit. Besonders dürfte eben der Begriff des Fortschritts für den Stoff eines Kunstwerks ganz ungeeignet sein; denn das Schöne erfordert Individuen, welche schon den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, dessen sie fähig sind. Während das Wirkliche sich immer fortbewegt, und niemals fertig ist, erscheint das Ideal in sich abgeschlossen und ganz. Die Figuren des Dichters sind immer vollkommen, nicht im moralischen Sinne, weil sie dann keine Menschen mehr wären, sondern so wie sie einmal sind, zeigen sie eine besondere Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens und die Vorstellung eines Fortschritts ist für sie Vernichtung. Wir können uns z. B. denken, dass der Wirt in seinem weiteren Leben seine im Gedichte hervortretenden Schwachen ablegen, oder dass Hermann unter dem bildenden Einflusse Dorotheens sein ganzes Benehmen verändern wird, aber für unsere Einbildungskraft müssen sie so fortbestehen, wie sie im Gedichte erscheinen. Jene „schönere Bildung, die sich von Dorotheen aus auf ihre Familie, auf die ganze Gemeinde, die ganze Gegend verbreiten wird“ (S. 162) existirt nur im weiten Gebiete des Denkbaren.

1.) Vgl. Vischer, Kritische Gänge, neue Folge (Stuttgart 1861) 2tes Heft S. VI: „Entwicklung des Gedankens heisst für den Aesthetiker Composition, Characterzeichnung, Einführung von Contrasten, Styl u. s. w.“ und dasselbst S. 26: „Ebenso wahr (wie der Satz, dass sowohl das moralische als das sinnliche Interesse vom Schönen ausgeschlossen ist) ist der andere Satz, dass der Inhalt des Schönen nicht gleichgiltig, dass nur der Künstler und Dichter ein ächter ist, der von den inneren sittlichen Mächten des Lebens selbst erfüllt jede Brust ergreift und erschüttert.“

Eben so wenig aber, wie die intellectuelle und moralische Vervollkommnung des Einzelnen, ist auch die der ganzen Menschheit in einem Kunstwerk darstellbar. Denn da lässt sich der Fortschritt nur an dem Niveau der allgemeinen Bildung erkennen und doch kann sich die Kunst nur mit Einzelnen befassen. Wohl ist im Gedichte öfters vom Fortschritt die Rede, aber es sind nur ganz ausserliche Dinge, wie die Ordnung in der Stadt, neue Strassen u. dgl., welche erwähnt werden, der Fortschritt im Grossen und Ganzen der Weltgeschichte wird gar nicht beachtet; von der „höheren Cultur“ welche Dorothea dem französischen Einflusse verdanken und über den Rhein bringen soll (S. 160) kommen nur ganz unwesentliche Umgangsformen zur Sprache. Übrigens wenn auch die Erzählung wirklich den Eindruck machen möchte, als komme Dorothea in Hermanns Städtchen „von der wohlthätigen Hand eines Gottes geführt im eine minder cultivirte Gegend, wie jene Königstöchter, die barbarischen Völkern die milden Gesinnungen einer menschlicheren Religion einflössten“ (S. 161), so könnten wir auch in diesem Falle nur an ihren Einfluss auf Hermanns Familie denken, nicht aber an die „fortschreitende Veredlung unseres Geschlechtes, geleitet durch die Fügung des Schicksals“; welche nach Humboldt (S. 162) den eigentlichen Stoff des Gedichtes ausmacht. Aber auch in Bezug auf Hermann selbst ist wohl seine Verbindung mit einer solchen Jungfrau für ihn ein Glück, und es sind ja auch die Eheleute verpflichtet, sich gegenseitig zu veredeln, was hoffentlich auch hier geschehen wird, aber wenn man die Idee der „fortschreitenden Veredlung unseres Geschlechtes“ als den eigentlichen Stoff des Gedichtes gelten liesse, so müsste man dieselbe Idee in jedem Kunstwerk wiederfinden, welches die Freundschaft oder Heirat eines tugendhaften Menschenpaares darstellt.

Wenn uns also zugegeben wird, dass eine solche rein philosophische Idee in keinem wahren Kunstwerke zu suchen ist¹⁾, —

¹⁾ Timm (G-s H. u. D. 1856) findet die Grundidee darin, dass das Gedicht uns „in der Ehe die Macht offenbare, welche sich der Revolution entgegenstellt und in der zertrümmerten Welt eine neue, die Menschheit verjüngende Ordnung hervorruft.“ Dieser Gedanke wäre als Vernunft-maxime unzulänglich, denn die Ehe kann für sich allein den Ausbruch und Fortgang einer Revolution nicht hindern; wird er aber auf den sittlichen Gehalt des Gedichtes bezogen, so ist es ganz richtig, dass hier der hohe Wert der Familie für das sociale Leben zumeist hervorgehoben wird, doch braucht man

bleibt uns nur noch übrig zu erklären, aus welchem Grunde Humboldt auf diese seine Sätze verfallen ist und ob sie nicht vielleicht ganz nahe die Wahrheit gestreift haben.¹⁾

Dass der Inhalt des Gedichtes nicht ganz aufgeht in der Schilderung einer traulichen Häuslichkeit und des Aufblühens einer keuschen Liebe, das springt auf den ersten Blick in die Augen. Es kommen da Dinge zur Sprache, die über den Horizont des stillen Städtchens weit hinausreichen. Das gewaltige Ereigniss, welches im fernen Paris den Umsturz alles Bestehenden herbeiführte, hat auch hier die Leute aus ihrer behaglichen Ruhe aufgestört; sie blicken mit Besorgniss nach Westen und es wird ihnen bange um's Herz; schon sehen sie ihre unglücklichen Landsleute scharenweise flüchten vor dem wilden Andrang der Feinde; vielleicht wird auch sie in Bälde dieses Schicksal treffen. Das regt sie nun zu Betrachtungen an über die traurigen Zeitverhältnisse, über die Verwirrung, welche die menschlichen Leidenschaften anstiften und über die Mittel, durch welche Abhilfe geschafft werden könnte. Und zwar sind sie nicht so eigensüchtig, dass es ihnen nur um ihr Leben und ihre Habe zu tun wäre; sie nehmen Teil an den Geschicken der Menschheit, sie fühlen sich als ihre Glieder, und eben dieses ihr Interesse erhebt den Leser auf einen höheren Standpunct, von dem er die Zustände und Bestrebungen nicht bloß einiger Individuen, sondern der menschlichen Gesellschaft im Grossen und Ganzen überblickt.²⁾ Das ist ja eben die

diesen Zug nicht lang zu suchen und übrigens ist seine Entdeckung nicht entscheidend für die ästhetische Betrachtung. —

¹⁾ Das wegwerfende Urtheil von Cholevius (a. a. S. 6 f.) über Humboldt's „wild umherschweifende Combination“ „willkürliche Voraussetzungen“ — den „abenteuerlichen Eifer, dem Gedichte tiefe allgemeine Ideen unterzuschieben“ etc. — verdient wohl keine Widerlegung, da er in die Frage nicht tiefer eindringt und überhaupt in seiner Schrift mehr pädagogische, als ästhetische Ziele verfolgt; sagt er doch im Vorwort S. XIII, dass die „in einer schwerfälligen und dunkeln Sprache geschriebenen theoretischen Aufsätze“ Humboldt's „gänzlich unbrauchbar sind, wenigstens für die Schule“! — Also wären sie vielleicht auch ausserhalb der Schule „unbrauchbar“? —

²⁾ F. Th. Bratranek sagt in seinen „Erläuterungen zu G-s H. u. D. (Aesthetische Studien, Wien 1853. S. 29): „Wie nun das Locale, die Zeitverhältnisse und die darin sich bewegenden Charactere ein Bild darbieten, in dessen kleinen Rahmen wir die Umrisse der grossen Welt wiederfinden, so ist die Handlung auch von der Art, dass uns an ihren Wendungen die Grundzüge jeder wahren menschlichen Tätigkeit in die Augen springen. Wir finden

Aufgabe des Künstlers, in einer individuellen Erscheinung das allgemein-Menschliche, in einem kleinen Bilde das Weltall abzuspiegeln, oder, wie Humboldt vom Dichter sagt „den Leser in einen Mittelpunkt zu stellen, von welchem nach allen Seiten hin Strahlen ins Unendliche ausgehen.“ (S. 22). Sobald er nur einen wirklichen Gegenstand, und wäre es bloß eine ärmliche Bauernhütte oder ein Betteljunge, von allen zufälligen und unwesentlichen Beimischungen entkleidet und nur das Ewige, das seelische Princip des Gegenstandes zum Ausdruck bringt, so hat er ihn auch nicht mehr einfach porträtirt, sondern in seiner „Nachahmung“ die Idee des Menschen erfaßt. — Mit welcher packenden Wahrheit ist z. B. der behäbige Gastwirt aus dem alltäglichen Leben gegriffen! Es ist eine so durchaus prosaische Natur, dass er in seiner wirklichen Existenz niemandes Interesse erregen, dass sich ein Dichterling, der nach „würdigen“ Stoffen sucht, mit Verachtung von ihm abwenden würde. Aber in das Gebiet der Phantasie tritt er mit dem vollen Bewusstsein seiner Berechtigung, trotz einem der Olympier; da muss man ihm seine Selbstliebe, seine Beschränktheit, sein übliches Nachmittags-räuschchen zu gute halten: denn da ist er nichts mehr, aber auch nichts weniger als ein ganzer Mensch; da rufen seine Schwächen nur ein heiteres Lächeln hervor, weil es eben erfreut, auch diesen so unvollkommenen Menschen als Kämpfer für hohe Ideen zu sehen, für das allgemeine Wohl, für den Fortschritt zum Besseren, für die leidende Menschheit.

So hat nun Goethe seinen ganzen Stoff, indem er ihn der Wirklichkeit entrückte, zu einem reinen Gebilde der Phantasie umgeschaffen, in welchem nichts an die Schranken der Wirklichkeit, an die misslichen Folgen der menschlichen Fehler erinnert, in welchem auch das Kleine und Schwache als zum Wesen des Seienden gehörig und daher berechtigt erscheint, — er hat, nach seinen eigenen Worten „das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abgeschieden,“ aber zugleich „die grossen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückgeworfen.“ Dadurch nämlich, dass die Gedanken und Gefühle seiner Personen

nämlich zunächst bei allen Beteiligten dieselbe Anschauung über das Wesen und die Zwecke des Menschenlebens, nämlich die Teilnahme des Einzelnen am Allgemeinen und zugleich das Streben, sich die eigene Zukunft zu sichern als Grundlage, auf der jedes Tun ruhen muss.“

ihren engen Wirkungskreis überschreiten, eröffnet sich uns eine unendliche Aussicht in die ganze Welt und ihre Geschichte. Je besser nun der Künstler unsere Phantasie anzuregen versteht, dass sie über die Gränzen seines Bildes hinausgehe, nicht willkürlich schwärmend, sondern seinem Plane gemäss und zwar in der Weise, dass sie immer wieder zur sinnlichen Erscheinung zurückkehren muss und doch immer von neuem in die Unendlichkeit des Geistes hinüberoscillirt; — desto vollkommener wird sein Werk erscheinen. Es ist also nicht zu verwundern, dass Humboldt in unserem Gedichte mehr sah, als ein Sittenbildchen aus dem Alltagsleben, wie sie die niederländischen Maler in grosser Anzahl geliefert haben. Doch war es ein Fehlgriff von ihm, da er den Boden des reinen Schönen verliess, da er nicht blos den Vorzug des Werkes hervorhebt, dass es weit mehr zur Anschauung bringt, als das Stillleben einer harmlosen Bürgerfamilie, da er noch ausserdem eine philosophische Idee darin zu finden glaubte, welche es erst berechtigen soll, allen grossen Epopöen an die Seite zu treten.

Was würde das Gedicht dadurch gewinnen, wenn es wirklich darstellen sollte, auf welche Weise die „fortschreitende Veredlung“ der Menschheit vor sich gehe, und wie dabei ein „wohltätiger Genius“ eingreife? Das kann ja die Geschichte besser tun, weil sie auf die Erfahrung sich stützt. Und wenn man eben dies für wertvoll hält, dass es einen besonderen Fall des „Fortschritts“ individualisire, so ist dagegen zu bemerken, dass hier weit mehr die persönliche „Veredlung“ Hermanns durch den Einfluss der Liebe interessirt, als die Möglichkeit, welche wir uns nicht mehr vorstellen können, dass die feinere Cultur Dorotheens immere weitere Kreise berühren werde. Ist denn übrigens die gute Zeichnung Eines Characters, die Darstellug Einer dem menschlichen Wesen gemässen Handlung nicht mehr wert, als hundert ganz vernünftige Ideen, wenn sie nicht der Philosoph, sondern der Dichter vorbringt? — Nur für die Phantasie arbeitet die Kunst und eben wenn sie dieselbe vollkommen befriedigt, da offenbart sich auch die ihr zu Grunde liegende halb unbewusste Vernunft, welche das Geheimniss des Weltalls ergründet und ausgesprochen hat. —

Jedoch haben uns diese Erwägungen unmerklich schon zu dem zweiten Punkte hinübergeleitet, welcher hier ins Auge zu fassen ist, nämlich zu den notwendigen Eigenschaften des grossen Epos. Dass diese Dichtungsart den Menschen in seinem sinnlichen Leben vorführt, also vor allem solche Handlungen, welche sich auf die

äussere Welt beziehen, dieses ihr Merkmal dürfte allgemein anerkannt sein. So bemerkt Gæthe (im Briefw. m. Schiller I, 409): „Das epische Gedicht stellt vorzüglich den ausser sich wirkenden Menschen dar: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen“ u. s. w. Aehnlich verlangt von ihr Humboldt die lebendigste Sinnlichkeit (S. 117 und 163); dieselbe Bedeutung hat bei Hegel (a. a. O. III, S. 322) der Begriff der „äusseren Realität,“ in welcher die Poesie die entwickelte Totalität der geistigen Welt vor der inneren Vorstellung vorüberführe, wodurch eben in ihr sich wiederhole das Princip der bildenden Kunst, welche die gegenständliche Sache selber anschaulich macht. Nicht anders ist endlich zu verstehen die Forderung der vollendeten „Objectivität, der vollen und scharfen Absonderung vom Subjecte“ bei F. Th. Vischer (Aesthetik §. 865). Wenn wir aber diese Forderung tiefer begründen sollen, so können wir uns nicht der apriorischen Deduction Hegels und seiner Schule anschliessen, nach welcher es eine logische Nothwendigkeit ist, dass die Poesie zuerst als unmittelbares, objectives Sein im Epos auftrete, um dann in den Gegensatz des Subjectiven sich hinüberzuwerfen und endlich in der Synthese des Subjectiv-objectiven die beiden gegensätzlichen Momente zusammenzufassen; — sondern wir halten uns lieber an die psychologische Erklärung Humboldts (S. 112 ff.), dass nämlich diese Dichtungsart hervorgerufen sei durch diejenige Stimmung, in welcher sich unser Gemüt in dem Zustande ruhiger allgemeiner Beschauung befindet, ohne sich einer bestimmten Empfindung hinzugeben. Denn wie überhaupt der Ursprung der Kunst nach unserer Ansicht aus metaphysischen Principien nicht abzuleiten ist, so lässt sich auch nicht verstehen, warum der Begriff des Schönen gerade auf diese Weise in der Dichtung sich verwirklicht, wogegen die Erfahrung lehrt, dass der Mensch von Zeit zu Zeit das Bedürfniss gewisser Eindrücke fühlt, welche seine Seele in eine wohltuende Aufregung versetzen, doch nur um sie schliesslich harmonisch zu stimmen und für längere oder kürzere Zeit alle gewaltsamen Willensregungen niederzuhalten. Dies erläutert am besten das Beispiel der Tragödie. Selbst wenig oder gar nicht cultivirte Gemüther geben sich den Affecten, welche sie erregt, mit Befriedigung hin und erfreuen sich an dem

endlichen Siege, welcher der Harmonie des Weltalls verbleibt.¹⁾ In anderer Stimmung aber will derselbe Mensch mit aller Ruhe in der Welt sich umschauen, den grossen Kreislauf des Lebens, die wechsellvollen Geschehnisse, die Leiden und Freuden seiner Nächsten betrachten, verschiedene Eindrücke empfangen, deren keiner ihn heftig erschüttern soll, er will nicht blos eine heldenmässige That sehen, die aus dem Zusammenhange mit dem alltäglichen Leben herausgehoben wäre, sondern dem Helden folgen in seine friedliche Hauslichkeit; — nicht blos erhabene Gedanken und Gefühle kennen lernen, sondern auch die Schönheit der Körper und die Herrlichkeit der ganzen Natur, seines Wohnsitzes, bewundern: denn da wird ihm alles wichtig und interessant, das Grosse und das Geringe, Kämpfe und Spiele, Geistesmühen und Naturerscheinungen; da beherrscht ihn nicht eine einzige Empfindung, welche ihm alles mit ihr nicht Zusammenhängende lästig machen würde. Dieser Stimmung entspricht auch eine besondere Art der productiven Phantasie, welche man die „bildende“ nennen kann (zum Unterschiede von der „empfindenden“, welche in der Lyrik, und der κατ' ἐξοχήν „dichtenden“, welche im Drama tätig ist, vgl. Vischer,

¹⁾ Die Aristotelische κάθαρσις ist nicht als „Reinigung“ oder qualitative Besserung der Affecte zu verstehen, sondern als eine (zeitweilige) Befreiung des mit den Affecten Behafteten von denselben, wie Ueberweg in seiner Abh. über „die Lehre des Aristoteles von dem Wesen und der Wirkung der Kunst“ (in Fichte's Zft. für Philosophie Bd. 50, 1867) überzeugend bewiesen hat nach dem Vorgange von J. Bernays in dessen Grundzügen der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie“ (Abh. d. hist.-philos. Gesellsch. zu Breslau Bd. I. Breslau 1858, S. 133 — 202); der Zuschauer soll nicht blos einsehen, was der Klage wert und was ihrer im Leben unwert ist, was zu fürchten und was nicht zu fürchten ist, denn das wäre eine rein didactische Wirkung (wiewohl die Einheit des Schönen mit dem Wahren auch diese Wirkung involvirt), ästhetisch ist nur die schliessliche Beschwichtigung der hervorgerufenen Affecte oder die Wiederherstellung des Gleichgewichtes der Seelenkräfte als des normalen Zustandes, welcher dem Wesen des Menschen entspricht, welcher ihn ebenso zur Erfüllung grosser Aufgaben wie geringer Arbeit befähigt. Vgl. zum Begriffe der κάθαρσις Arist. Polit VIII, 7, 1342 a, 8: ἐκ δὲ τῶν ἰερῶν μελῶν ὁρῶμεν τοὺτους, ὅταν χρῆσωνται τοῖς ἐξοργιάζουσιν τὴν ψυχὴν μέλει, καθιστάμενους ὥσπερ ἰατρείας τυγχόντας καὶ καθάρσεως, τὰντὸ δὲ τοῦτο ἀναγκαῖον πάσχειν καὶ τοὺς ἐλεήμονας καὶ τοὺς φοβητικοὺς καὶ τοὺς ὅλως παθητικοὺς, τοὺς δὲ ἄλλους κατ' ὅσον ἐπιβάλλει τῶν τοιοῦτων ἐκάστῳ καὶ πᾶσι γίνεσθαι τινα κάθαρσιν καὶ κοινῶς μεθ' ἡδονῆς. —

Aesth. §. 404), weil sie vor allem für die ins Geistige versetzte Sinnlichkeit schafft, weil sie ihre Gegenstände einfach abbildet, so wie sie eben sind, ohne sie mit einer subjectiven Färbung zu überziehen, wie es der Lyriker tut, der alles durch den Flor seiner momentanen Empfindung ansieht, weil sie aber auch mehr den Menschen in seinem leiblichen Dasein und Wirken, als den Geist in seinem Denken, Fühlen und Wollen zur Darstellung bringt. Wie die bildende Kunst, und vorzüglich die Sculptur, mit der Musik oder der Poesie verglichen, gewissermassen kalt und gleichgiltig lässt, weil der Geist in seiner sinnlichen Erscheinung nicht so unmittelbar uns anspricht, als der Ton und das Wort, — so dringen auch die Gemälde und Sculpturbilder der Phantasie nicht so übermächtig ein auf unser Gemüt, wie die Seelenkämpfe und Leiden der dramatischen Helden. Ohne das Epos wäre das Körperliche grossenteils für die Poesie verloren, da ihre anderen Gattungen alles auf bestimmte Empfindungen beziehen und die ganze Natur ihrer objectiven Selbständigkeit berauben.

Um also dieser Eigentümlichkeit der betrachtenden Stimmung zu genügen, kann der Dichter einen Zustand wählen, dessen heitere Ruhe gar keine Störung erleidet. Jedoch wird er dann immer den Eindruck machen, als hätte er sich in das Gebiet einer anderen Kunst verirrt und den Reichtum an Schönheit, welchen ihm die seinige bot, nicht zu benützen verstanden. Denn es ist eben die bildende Kunst, welche nur Eine Stimmung in jedem einzelnen ihrer Werke herrschend machen kann, während der Vorzug der Poesie und der Musik in der Möglichkeit besteht, in einer und derselben Composition die Stimmung oftmals zu verändern, wobei der schliessliche Sieg der freudigen Ruhe über alles Feindliche um so mächtiger wirkt. Es ist aber verlorene Mühe, wenn der Dichter auf Eine Stimmung hinarbeitet, um dadurch mit dem bildenden Künstler zu wetteifern: niemals werden seine Worte die unendliche Seligkeit einer Sixtinischen Madonna erreichen, weil hier eine sinnliche Erscheinung vor unseren Augen steht, wie sie die receptive Einbildungskraft so lebhaft sich nicht vorstellen könnte, wenn sie auch durch den grössten Poeten dazu angeregt würde. Das Werk des letzteren ahmt gerade dadurch das ganze Leben am besten nach, dass es eine Stimmung aus der anderen hervorgehen lässt, verwandte und contrastirende, bis ein gewisser Kreislauf vollendet ist; und es erfüllt nur dann die Aufgabe der Kunst vollständig, wenn es ein Ganzes, eine Welt zur Anschauung

bringt. Diese Totalität kann auch das kleinste Gedicht bis zu einem gewissen Grade erreichen. Man lese z. B. Goethe's „An den Mond.“ Der Dichter wandelt in einem Tale, das der Mond beleuchtet und er blickt, von der Aussenwelt keine Störung erleidend, in die Tiefen seiner Seele; es erwachen darin frohe und traurige Erinnerungen, all sein Glück ist verrauscht, wie das Gewässer des Flusses, der das Tal durchheilt, und seine Wehmut steigert sich bis zur Qual. Doch wie der Fluss nirgends stille hält, so auch die Empfindung: da sie im mächtigen Ueberschwalte ihren Höhepunct erreicht hat, senkt sie sich desto schneller herab auf die Fluren des Frühlings, wo sie noch das Glück finden kann und sie sehnt sich zu den Menschen zurück, möchte liebevoll einen Freund umfassen und mit ihm ihre Wehmut, die mit wunderbarer Lust gepaart ist, geniessen. — In diesen wenigen Strophen zieht das ganze wechselvolle Leben an unserer Phantasie vorüber. —

Diese Totalität wird aber in weit vollerer Masse dem epischen Gedichte eignen, weil dasselbe nicht bloß einen Kreis von Empfindungen durchläuft, welche in der Seele des Dichters erwachen, sondern eine Welt von Gegenständen und Handlungen umfasst, die nicht im Feuer des subjectiven Gefühles umgeschmolzen werden, sondern die objective Realität repräsentiren. Wie sie im wirklichen Leben nach einander kommen, die wechselvollen Geschehnisse der Menschen, so sehen wir sie im epischen Gedichte „das Lächerliche und das Tragische, das Sanfte und das Erhabene, das Furchtbare und das Liebliche, alles steht harmonisch neben einander, und wir umfassen und bewahren alles zugleich“ (Humboldt S. 131). Je grösser dieser Kreis, desto weiter ist unser Ueberblick, was freilich insofern zu beschränken ist, als sich das Ganze zu Einem übersichtlichen Bilde gestalten muss. Der Dichter bewahrt uns aber die zur unbefangenen Betrachtung nötige Ruhe, wenn er auch Grässliches vorbringt, und zwar dadurch, dass er seine Handlung in die Vergangenheit versetzt: alles hat ein Ende genommen, das Herrliche und das Jammervolle, Achilles und Priamos sind „stille Männer“ geworden, also kein quälendes Mitleid, nur wehmütige Rührung überkommt uns bei der Erzählung von ihren Taten und Leiden. —

Wenn wir jetzt das Gesagte zusammenfassen, so ergeben sich folgende Haupteigenschaften des Epos: die lebendigste Sinnlichkeit, vollkommene Objectivität und eine solche Totalität, dass

sie der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens näher kommt, als dieses den anderen Kunstarten möglich ist.

Was den ersten Punct anbelieft, so ist in „Hermann und Dorothea“ die sinnliche Seite der Natur reichlich genug vertreten. Die Landschaft, in welcher die Handlung spielt, ist sowohl in ihren allgemeinen Umrissen, als auch in den scheinbar geringfügigen Einzelheiten so hingemalt, dass sie uns immer gegenwärtig bleibt. (Wir wollen uns nicht darüber aufhalten, dass es der Dichter durch Bewegung, nicht durch Beschreibung gethan hat, weil dies schon oftmals hervorgehoben wurde und übrigens seit Lessings Untersuchungen für selbstverständlich gelten kann). Auch die Jahres- und Tageszeit nebst der Witterung machen ihren Einfluss geltend auf die Gemüther der handelnden Personen (vgl. darüber Bratranek a. a. O. S. 8 — 11). Endlich lernen wir nicht blos Charactere kennen, wir sehen sie auch meistens in ihrer leiblichen Erscheinung und Bewegung: so den Gastwirt in seinem kattunenen Schlafrock und der umbänderten Mütze, wie er aus der Kirche kommt mit würdig bedächtigem Schritte (IV, 166), seinen wohlgebildeten Sohn, wie er nach der verdrossvollen Visite die frisirten Haare mit den Fingern herunterzieht (II, 234), vor allen aber Dorothea, deren Gestalt in ihren Umrissen beschrieben und deren verständig blickendes schwarzes Auge erwähnt wird. Auch Massen ziehen vorüber, wie sie das Epos liebt, doch wird genug Individuelles herausgehoben, damit keine Einförmigkeit entstehe. — Freilich ist dieser sinnliche Reichtum bei weitem nicht so gross wie bei Homer, freilich stellt das Gedicht mehr den nach innen geführten Menschen, als den ausser sich wirkenden dar, wodurch es sich dem Drama nähert (wie es Göthe selbst bemerkt im Briefw. mit Schiller I, S. 412), jedoch ist dagegen folgendes zu bemerken: erstens lässt sich kein allgemeines Gesetz aufstellen welches die für das Epos erforderliche Menge von Figuren, die Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen und die Fülle von Naturbildern bestimmen würde; — und zweitens ist es nicht zu verkennen, dass für dieses geringere Mass von Sinnlichkeit der geistige Gehalt des Gedichtes entschädigt, welches tiefere Falten des Herzens bloslegt und dessen Empfindungen feiner nuancirt, als es die alten Dichter zu thun pflegten; so würde z. B. die Schüchternheit Hermanns bei seiner Werbung, deren Grund die Zartheit seines Gefühles ist, den griechischen Helden ganz unbegreiflich erscheinen. — Und ist dieses Vorherrschen des Geistigen in einem Epos

nicht gerade ein Mangel zu nennen? dürfte jemand fragen. Darauf antworten wir, dass diesem Einwurfe ein unklarer Begriff des „Vorherrschens“ zu Grunde liegt: dem Epos widerstrebt eine Handlung, deren eigentlicher Schauplatz das Gemüt allein ist, solche Kämpfe, die der Geist mit sich selbst oder mit anderen Geistern führt, weil vor diesen Kämpfen alles, was an ihnen nicht theilnimmt, zurücktreten muss, weil sie sich zu sehr um Eine Idee concentriren und zu gewaltsam nach Einem Punkte hindrängen. Es stellt den Menschen in seiner äusseren Existenz dar. Da es aber nicht eigentlich die sinnliche Erscheinung nachahmen kann, so muss es, wenn es die Aufgabe der Dichtung erfüllen soll, alles Körperliche auf das geistige Leben beziehen und dieses als das Wesentliche hervorheben. In jeder Gestalt wird sich also ihr Seelenleben entfalten, nur in anderer Weise, als dies im Drama geschieht; und wenn es nur der Dichter versteht, Charactere zu zeichnen, so werden sie sich schon selbst ihre Körper aneignen, denn die receptive Einbildungskraft wird für einen jeden die entsprechenden Züge in ihrer Erinnerung aufsuchen. So kommt es, dass wir uns einen Hermann sehr lebhaft vorstellen können, wiewohl wir nur von seiner hohen und wohlgebildeten Gestalt erfahren; Aehnlich sagt Homer so gut wie nichts von Achilles' Körper, er hat aber dessen Character mit so vielen naturwahren Zügen ausgestattet und ihn dadurch zu einem so lebenskräftigen Individuum gemacht, dass die sinnliche Erscheinung ganz von selbst hinzukommt. Es durchdringen sich eben in den Gestalten der epischen Poesie das Geistige und Sinnliche in einem solchen Grade, dass wir bei jeder Reflexion den Sprechenden zu sehen, bei jeder Bewegung den Seelenausdruck wahrzunehmen glauben. Je tiefer aber wir in die Seele blicken, desto mehr individuelle Züge bemerken wir darin, desto lebhafter wird also die Vorstellung des Körpers; daher entspricht völlig dem Wesen der Poesie die feinere Seelenmalerei Goethe's, während die Alten mehr in grossen Zügen die einfachsten Characterformen hinzeichneten, ohne die zarteren Saiten der Empfindung anzuschlagen: Goethe's Darstellung erinnert bei aller plastischen Bestimmtheit mehr an ein Gemälde, jene Homers an Marmorstatuen.

Was also diese erste Forderung anbetrifft, das sinnliche Leben in weiter Ausdehnung aufzunehmen, so wird derselben insofern genug gethan in unserem Gedichte, dass ihm der echt epische Stil

nicht abzustreiten ist. Die zweite bezieht sich auf die Objectivität der Darstellung.

In gewissem Sinne muss jeder Künstler objectiv sein, weil er nicht das völlig Eigenartige seiner Individualität mit allen ihren zufälligen Mängeln versinnlicht, sondern das allgemein-Menschliche das freilich von jedem in anderer Weise aufgefasst wird. Wir erwarten von ihm nicht die Enthüllung, wie er selbst ist, fühlt und handelt, sondern wie der Mensch ist, fühlt und handelt. Jedoch kann das subjective Element, dh. die besondere Gemütsart des Künstlers, die Stimmung, in welcher er sich gerade befindet, in seinem Werke sich geltend machen, so dass alles durch das Medium seiner momentanen Empfindung hindurchgeht und insofern eine eigentümliche Färbung erhält, ohne dass sich dabei das Allgemeine verflüchtigen würde. Dieses lässt sich am besten an Werken der Lyrik erläutern. So bildet z. B. in dem schon oben angeführten Gedichte „An den Mond“ das allgemein-menschliche Element der Schmerz über das verlorene Glück welcher sich in stille Sehnsucht nach einem mitfühlenden Herzen auflöst; rein subjectiv aber, also gewissermassen zufällig ist das so heftige Ueberschwellen des Gefühls, dass es zu keinem klaren und vollen Ausdruck kommt, sondern blos äussere Dinge erfasst, um sie als Bilder zu gebrauchen und von einem zum anderen überspringt, bis zuletzt der Dichter mit dem Geständniss schliesst, dass er selbst in dem „Labyrinth“ seiner Brust sich nicht zu rechtfinden kann. Aehnlich bemerkt Hegel von Goethe's „Schäfers Klagelied: (a. a. O. I, 373) „Das von Schmerz und Sehnsucht gebrochene Gemüt gibt sich in lauter äusserlichen Zügen stumm und verschlossen kund, und dennoch klingt die concentrirteste Tiefe der Empfindung unausgesprochen hindurch.“ — Wenn also der Künstler seinen Gegenstand, es sei nun ein Körper, oder ein Gefühl oder eine Tat, mit tiefer Innigkeit ergreift, aber durch das übermächtige Vorherrschen seiner Stimmung verhindert wird, denselben klar und deutlich vor sich hinzustellen und dessen Gehalt vollkommen durchsichtig erscheinen zu lassen, so nennen wir seine Darstellung subjectiv. Dieses Unterscheidungsprincip findet seine Anwendung in jeder Kunst, auch in der Musik, welche doch, und zwar mit Recht, für die am meisten subjective Kunst gilt, weil ihr Gegenstand die nach Worten ringende Empfindung der Harmonie des Weltalls ist; man vergleiche nur eine Nocturne von Chopin mit einer Mozart'schen Sonate: dort banges Aufseufzen

einer leidenden Seele, hier die Klarheit eines in sich beruhigten Gemütes. Wir verweisen auch auf die so genannten „Stimmungsmaler.“ — So beschaffene Werke können in gewissen Augenblicken von hinreissender Wirkung sein, aber am besten erfüllt die Aufgabe der Kunst jene vollendete Objectivität, in welcher von dem „ächten Gehalt des Gegenstandes, der den Künstler begeistert, nichts in dem subjectiven Inneren zurückbehalten, sondern alles vollständig und zwar in einer Weise entfaltet wird, in welcher die allgemeine Seele und Substanz des erwähnten Gehalts ebenso sehr hervorgehoben, als die individuelle Gestaltung desselben in sich vollendet abgerundet, und der ganzen Darstellung nach von jener Seele und Substanz durchdrungen erscheint.“ (Hegel, a. a. O. I, 374) Während es nun dem kleinen lyrischen Gedichte erlaubt ist, auch solches anzudeuten, was der Dichter nicht auszusprechen vermochte, verlangt die epische und dramatische Dichtung die volle Entfaltung aller Geheimnisse des Gegenstandes; der Unterschied besteht nur darin, dass (wie schon oben gesagt wurde) die erstere vorzugsweise solche Handlungen wählt, die mehr in der Aussenwelt vorgehen, die es also dem Dichter möglich machen, auch die physische Natur und das Alltägliche in weiter Ausdehnung aufzunehmen, deren Fortgang endlich ruhiger ist; — während die letztere nur das Innere herrschend macht und alles abschneidet, was mit ihrem welt-erschütternden Geisterkampfe nicht auf das engste verbunden ist. Jedoch ist eben darin begründet, dass das Werk des epischen Dichters in emphatischem Sinne objectiv heissen kann, weil er mehr die Aussenwelt reproducirt, gleichwie der bildende Künstler, — weil er seinen Gegenstand als einen gegebenen, nicht mehr zu verändernden, seine Handlung als vergangen, daher der Notwendigkeit anheimgefallen hinstellt, während der Dramatiker aus seiner Seele heraus das Wesen der menschlichen Natur in einer gewissen Anzahl individueller Charactere nach aussen hin entfaltet, und seine Handlung nicht als geschehen erzählt, sondern in der Gegenwart ganz offenkundig erschafft. Auch in Rücksicht auf die Ruhe der Darstellung, welche mit der Erzählung einer in sich abgeschlossenen Begebenheit verbunden ist, lassen sich die Werke des epischen Dichters mit denen der κατ' ἐξοχήν objectiven Kunst, der Sculptur vergleichen, während die Tragödie unsere ganze Seele viel mächtiger erregt.

Es kann aber der epische Dichter jenen Mangel der lyrischen Unklarheit vermeiden, jedoch einen solchen Stil sich aneignen, mit

welchem die wahre Objectivität nicht gut vereinbar ist. Er kann nämlich die Einbildungskraft seines Lesers auf diese Weise anregen, dass sie sich immer neue Bilder vorstellt, ohne sich für irgend eine Gestalt tiefer zu interessiren, also auch ohne irgend eine festzuhalten, dass sie sich vielmehr an dem fortwährenden Wechsel mannigfaltiger Gemälde ergötzt. Es liegt dann dem Dichter weniger an seinem Gegenstand, an der Bestimmtheit der Formen, als an einem gewissen angenehmen Spiele der Phantasie. Den Unterschied dieser Darstellungsart von derjenigen, welche nur Einen Gegenstand, aber in festen Umrissen zeichnet, hat Humboldt durch Vergleichung Homers mit Ariost so klar auseinandergesetzt (S. 48 ff.), dass hier eine kurze Recapitulation genügen wird. Bei Homer sehen wir immer nur den Gegenstand, bei Ariost auch den Dichter, welcher nach seinem Belieben bald dies, bald jenes zeigt und dabei augenscheinlich auf den Leser reflectirt, auf den Effect, welchen er machen will; er ordnet seine Begebenheiten nach den inneren Gesetzen der Sympathie und des Contrastes der Empfindungen, die er in seinem Zuhörer weckt; auch die häufigen Beschreibungen zielen auf den Effect ab und erreichen denselben häufig, ohne dass die Menge von Einzelzügen das Bild vollständig machen würde (man vergleiche in dieser Beziehung die von Lessing angeführte Stelle). Homer wirkt mehr durch die Schönheit der Form, Ariost durch den Glanz der Farbe, dh. durch die eigentümliche Stimmung, in welche er die Phantasie versetzt, so dass sich dieselbe in einem gewissen Rythmus immer neue Bilder erzeugt. Endlich hängt es damit zusammen, dass Ariost öfters in sich zurückblickt und den Eindruck nicht verhehlt, welchen sein Gegenstand auf ihn ausübt, wodurch er sentimental wird. Dagegen entwickelt sich beim objectiven Dichter die Handlung gleichsam von selbst, nach bestimmten inneren Gesetzen; der Zuhörer merkt nirgends die Absicht des Sängers, auf sein Gemüt zu wirken und vergisst also an sich selbst, indem er sich dem Eindrücke des Gegenstandes rückhaltslos hingibt, weshalb er auch viel mächtiger ergriffen und völlig umgestimmt wird.

Um jetzt das Gesagte auf Hermann und Dorothea anzuwenden, brauchen wir nicht lange zu beweisen, dass der Forderung vollkommener Objectivität in dem Gedichte genug getan ist. Der Gegenstand entfaltet sich in seinem vollen Gehalte und in seiner Tiefe, durchdrungen von der innigen Teilnahme des Dichters, aber so dass dieselbe nirgends als zufällige Stimmung sich geltend

macht, dass auch nirgends auf etwas Unausgesprochenes hingedeutet wird. Die handelnden Charactere bewähren sich als berechnete Repräsentanten der Menschheit und ihre Gefühle und Gedanken als die in Wahrheit treibenden Mächte des Lebens, nicht als Ergüsse der eigenartigen Gesinnung des Dichters. Zugleich ist das Ganze als eine Begebenheit in die Aussenwelt und in die Vergangenheit hingestellt, so dass der Leser zwar in's Mitleid gezogen wird, aber in dem Zustande ruhiger Betrachtung vom Anfang bis zum Ende verbleibt. Endlich ist es nicht die Anregung der Phantasie zu einem gefälligen Spiele mit den mannigfaltigsten Bildern, welche den Reiz des Werkes ausmacht, es ist nur Ein Gegenstand, welchen nachzubilden unsere Phantasie sich genötigt findet, und zu welchem sie von allen ihren Streifzügen in's Unendliche immer wieder zurückkehren muss, welcher aber von seiner anfänglichen scheinbaren Geringfügigkeit ganz unmerklich zu einer erstaunlichen Grösse emporwächst und in seinen deutlich bestimmten Umrissen, in seiner individuell-lebendigen Gestaltengruppe die Freuden und Leiden der ganzen Menschheit umschliesst. Nichts erinnert im Werke an den Künstler, an die Wirkung, welche er machen wollte, daher vergisst auch der Zuschauer an sich selbst und bemerkt erst zuletzt mit freudiger Verwunderung die durchgreifende Umwandlung, welche sein Gemüt erfahren hat, die harmonische Stimmung, mit welcher er von dem Gedichte scheidet. —

So lange man also nur die beiden ersten der oben angeführten Massstäbe an das Gedicht hält, so kann es füglich ein Epos heissen. Beim dritten aber tauchen die gewichtigsten Bedenken auf. Das Leben im Grossen und Ganzen soll an uns vorüberziehen „das Lächerliche und das Tragische, das Sanfte und das Erhabene, das Furchtbare und das Liebliche“, wie Humboldt sich ausdrückt (S. 131). Geschieht das auch hier? — Wohl schweifen unsere Augen von der lieblichen Scene immer wieder weg zu den schrecklichen Ereignissen, die sich im Hintergrunde abspielen, zu dem alles zertrümmernden Völkerkampfe und zu dem tragischen Schicksal von Tausenden, unter welchen besonders Eine Gestalt, die des edlen Franzosenjünglings unsere Teilnahme an sich zieht. Aber es ist doch etwas anderes, wenn der Dichter das Ernsteste und Grösste zu seinem eigentlichen Stoffe nimmt, als wenn er es, wie hier, bloß zur Folie für das Bild eines friedlichen Zustandes gebraucht. Es wird auf jene Begebnisse bloß hingewiesen, sie werden aber nicht in ihrem ganzen Verlaufe und nach ihrem

vollen Gehalte dem Zuschauer vorgeführt; wenn also auch dessen Phantasie genugsam angeregt wird, um nicht in den kleinen Rahmen des Bildchens zu verbleiben, sondern zugleich Völker und Zeiten zu durchmessen, so war es doch nicht die Absicht des Dichters, dass sie bei jenen Scenen mit gleichem Interesse verweile, sondern dass unsere Teilnahme für das Schicksal seiner Hauptpersonen durch den Contrast mit jenen unglückseligen Zuständen gesteigert werde. Und wenn Humboldt sagt (S. 160): „Hermann und Dorothea sind es, die uns von Anfang an allein beschäftigen, allein unsere ganze Aufmerksamkeit erschöpfen. Wie reich und erhaben jene Bilder menschlicher Charactere, wie gross und hinreissend diese Schilderungen der Zeit hätten sein mögen, sie hätten diesen tiefen und bleibenden Eindruck in uns nicht hervorbringen können, wenn wir sie nicht immer nur in diesen beiden Figuren gesehen, wenn sie nicht immer nur dazu beigetragen hätten, diese vollständig auszumalen. Unwillig hätten wir Völker und Zeiten verlassen, und wären nur zu den Empfindungen und dem Schicksale der beiden Liebenden zurückgekehrt die sich einmal allein unseres ganzen Herzens, unseres ungetheilten Interesses bemächtigt hatten;“ — so ist es eben die Frage, ob dieser Umstand mit dem Wesen der Epopöe sich verträgt. Wie nämlich bereits oben gesagt wurde, muss zwar jedes Gedicht einen gewissen Grad von Totalität erreichen, weil es nicht nur einen Moment des Lebens herauschneiden, sondern denselben zu einem Bilde des Ganzen erweitern soll; das Letztere kann aber entweder durch blosse Anregung der Phantasie geschehen, oder durch wirkliche Darstellung einer solchen Menge von Gegenständen, dass in denselben alle Hauptseiten des Lebens und alle Kräfte der menschlichen Natur zum Ausdrucke kommen. Und gerade von dem grossen Epos haben wir mit Humboldt verlangt, dass es einen möglichst weiten Kreis von Objecten durchlaufe, dass es vollständiger, als irgend ein anderes Kunstwerk, das reale Weltganze nachahme. Nun ist der eigentliche und einzige Gegenstand unseres Gedichtes die Liebeswerbung Hermanns, wiewohl dieselbe Anlass gibt, der ruhigen Häuslichkeit, welche der biedere Jüngling zu begründen sich bestrebt, das Unglück der Verbannten und das zerstörende Treiben der Revolution entgegenzustellen. In den Collisionen, welche dabei eintreten, entfalten sich die Charactere der kleinen Personengruppe, jedoch die Handlung ist nicht derartig, dass sie die volle Stärke, deren

die menschliche Natur fähig ist, in Anspruch nähme; keine der mitwirkenden Personen besteht einen schweren Kampf, keine hat ein grosses Leid zu ertragen, mit einem Worte: es gibt da kein tragisches Motiv. Wie gross aber auch der Unterschied sein mag der epischen Dichtung von der dramatischen, welche ausschliesslich einen solchen Seelenkampf entwickelt, so wird doch auch die Epopöe nicht allseitig genug sein, wenn sie nur leichtere Collisionen und Schmerzen aufnimmt, wie ja Humboldt selbst sagt (S. 119): „Im Einzelnen kann der epische Dichter seine Leser erschüttern, wie stark und nah er will an den Abgrund der Furcht und des Entsetzens führen; vielmehr, je besser er dies zu tun versteht, desto stärker ist seine letzte endliche Wirkung;“ — und in der Poetik des Aristoteles lesen wir (V, 4): „Was nun die Ependichtung anlangt, so steht sie, insofern sie Nachahmung edler Charactere ist, mit der Tragödie auf gleichem Boden, unterscheidet sich aber von ihr dadurch, dass ihr Metrum ein einfaches, und dass sie berichtende Erzählung ist; sowie endlich hinsichtlich des Umfangs.“ — Also: „Nachahmung edler Charactere“; es kann aber der Edelmut sich in seiner Erhabenheit nur da bewähren, wo es gilt, ein schweres Opfer zu bringen, sich selbst zu überwinden, also nur in einem Willensentschlusse, welcher den ganzen Menschen erschüttert und eine neue Epoche in seinem Leben beginnt, oder ihn dem Tode entgegenführt. (Vgl. Poet. XXIV, 1: „auch das Epos bedarf der Leiden.“) Nur da kann vom Heroismus die Rede sein. Damit kommen wir auf den Punct zurück, von welchem wir ausgegangen sind. Humboldt hat es nicht berücksichtigt, dass auch der wahre, der „moralische“ Heroismus, nicht blos der „sinnliche“, welcher nach dem Glänzenden strebt, in bedeutenden Taten sich offenbaren muss. So findet er eine grosse Aehnlichkeit zwischen den Characteren in unserem Gedichte und den Homerischen, denn „auch in Homers Helden finden wir vor allem ein Herz in der Brust, das Unrecht hasset und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Mut, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. . . . Von dieser Seite hat daher die eigentliche heroische Epopöe nur sehr wenig vor der unserigen voraus.“ (S. 187.) Dass hier und dort edle Gesinnung und kräftige Natur ist, wird Niemand bestreiten, aber was denn vollbringen hier die „Helden“ mit hohem Mute? — Eine Verlobung. — Dass ein Hermann die schönste Anlage zu allem Besten und Höchsten hat, das ist auch ganz

richtig, wir glauben ihm, dass er gegebenen Falls für sein Vaterland eintreten wird, wir können ihn uns auf dem Schlachtfelde vorstellen, aber es ist doch ein wesentlicher Unterschied, ob der Dichter den Heroismus „in potentia“, oder „in actu“ darstellt. Die Helden Homers kämpfen, opfern sich auf und leiden, während Goethe die seinigen in verhältnissmässig unbedeutende Collisionen bringt.

In Erwägung also, dass hier in der eigentlichen Handlung das tragische Element nicht aufzuweisen ist, dass die Hauptpersonen keine grossen Kämpfe und Leiden zu bestehen haben, scheint uns das Gedicht nicht alle Hauptseiten des Lebens zu erschöpfen und daher den Namen der grossen Epopöe nicht zu verdienen.¹⁾ Damit hängt auch die Frage des äusseren Umfanges

¹⁾ Es dürfte hier am Platze sein, um unsere Ansicht besser zu erläutern, auf den Begriff der grossen oder heroischen Epopöe bei Hegel und Vischer zurückzukommen. Jener definirt, nachdem er von der Totalität der geistigen Welt, welche die epische Poesie in der Form der äusseren Realität vor der inneren Vorstellung vorüberführe, gesprochen hat (III, 322), die eigentliche Epopöe so (S. 331): „die gesammte Weltanschauung und Objectivität eines Volksgeistes, in ihrer sich objectivirenden Gestalt als wirkliches Begebniss vorübergeführt, macht deshalb den Inhalt und die Form des eigentlich Epischen aus.“ Es fehlt aber die Begründung, warum es gerade ein „Volksgeist“ sein muss? — und dies ist auch eine sonderbare Forderung, die man sonst an kein Kunstwerk stellt. Darf uns der epische Dichter nicht zu verschiedenen Völkern führen? Wir finden aber eine Erklärung dazu im Folgenden: „Indem nun im eigentlichen Epos das naive Bewusstsein einer Nation zum ersten Male in poetischer Weise sich ausspricht, so fällt das echte epische Gedicht wesentlich in die Mittelzeit, in welcher ein Volk zwar aus der Dumpfheit erwacht, ... aber alles, was später festes religiöses Dogma oder bürgerliches und moralisches Gesetz wird, noch ganz lebendige von dem einzelnen Individuum als solchen unabgetrennte Gesinnung bleibt, und auch Wille und Empfindung sich noch nicht von einander geschieden haben.“ (S. 333) Doch warum? Weil es gegen das trichotomische Gesetz verstossen würde, wenn in der Zeit des vollkommen entwickelten Bewusstseins, in der Periode des Dramas, der Geist zu jener äusseren Realität zurückkehren würde, und weil die nachhomerischen Epen keinen Vergleich mit dem griechischen Werke aushalten können. Andere Gründe wüssten wir für diese Ansicht Hegels nicht beizubringen. Es bestätigt sich auch hier, wie auf anderen Gebieten, dass diese apriorisch sein sollende Deduction auf der Erfahrung fusst. Da jene Epen die naive Weltanschauung eines jugendlichen Volkes zeigen, so muss jedes Epos diese Eigenschaft haben, und daher lässt sich mit Bestimmtheit voraussagen, dass keines mehr entstehen wird, denn sonst müsste sich die Geschichte des griechischen Volkes wiederholen.

zusammen. Es ist viel kleiner, als die Ilias, weil eben dieser Stoff nicht so weit ausgesponnen werden konnte; es ist aber dort nicht bloß der Umfang grösser, sondern auch die Forderung der vollkommensten Totalität in weit höherem Masse erfüllt. Und doch scheuen wir uns, dieses Gedicht ganz einfach ein Idyll zu nennen, weil es dadurch in Eine Reihe gestellt würde mit jener zahllosen Menge von mehr oder weniger wertvollen Schilderungen, die einer ganz besonderen Stimmung ihren Ursprung verdanken, jener elegischen Stimmung, in welcher der Dichter seine über-cultivirte Gesellschaft flieht und die verlorene Natur wieder aufsucht. Das Idyll hat meistens eine lyrische Färbung, weil das glückliche Stillleben seiner Personen, die fern von dem Geräusch der Welt, in Freundschaft mit einander und mit der Natur verkehren, bei dem Dichter selbst eine wehmütige Sehnsucht hervorruft. Es macht hier keinen tief greifenden Unterschied, ob es eine fortschreitende Handlung oder einen Zustand schildert, denn da hängt alles von der Beschaffenheit der Handlung ab: wenn ein Schaf sich verloren oder ein Mädchen sich verliebt hat, so gibt das auch eine Handlung, ohne das die Erzählung dadurch an epischer Würde gewanne. Der eigentümliche Stimmungston, welcher über das Ganze ausgegossen ist, entspricht durchaus nicht dem Wesen des eigentlich Epischen, welches gewissermassen kalt und gleichgiltig, wie die Plastik, seine Handlung aufrollen und nacheinander die verschiedensten Gefühle erregen muss, ohne irgend eines vorwalten zu lassen. Es ist auch übrigens einem eigentlichen Idylle nicht möglich, einen Ueberblick über das ganze Leben zu gewähren, weil es dann auch solche Begebnisse umfassen müsste, deren

Anstatt der Totalität des Lebens wird die Darstellung eines Nationallebens ausser der Sinnlichkeit und Objectivität ein naives, noch unentwickeltes Volksbewusstsein als wesentliche Forderung hingestellt. Da glauben wir bei Humboldt ein besseres Criterium für das Epos gefunden zu haben. Dass der Dichter meistens Ein Volk und Eine Periode schildern, dass er mit Vorliebe naive Menschen wählen wird, das lässt sich voraussehen, daraus folgt aber nicht, dass ein Epos in unserer Zeit nicht mehr entstehen kann. Ist doch auch Dante echt episch, wie Hegel selbst zugibt, wiewohl bei ihm die lehrhafte Tendenz überwiegt. Aehnlich, wie Hegel, bemerkt auch Vischer, das griechische Epos „stehe so in einziger Vollendung da, dass es als historische Erscheinung doch ganz mit dem Begriffe der Sache zusammenfalle.“ (§. 873) Er glaubt, dass die vollendete Bildung das grosse Epos unmöglich mache, weil der Dichter dem Zustande der unmittelbaren schönen Einheit des inneren und äusseren Lebens nahe stehen müsse (Anmerk. zu §. 875). —

Erzählung der weichen Stimmung des Dichters widerstrebt. Dass nun Hermann und Dorothea keiner solchen Stimmung seinen Ursprung verdankt, dass der Dichter nicht „die verlorene Natur sucht“, sondern selbst ganz Natur ist, dass er nicht sentimental, sondern naiv, gesund und gerade ist, dass er nicht von einem Bilde stillen Glückes gerührt, nach einem solchen Zustande sich sehnt, sondern kräftige Charactere sich selbst ihre Welt bilden lässt, — das bedarf wohl keines Beweises. Freilich erzählt er nur eine friedliche Begebenheit, die Gründung eines Hauswesens, und lehrt uns das ruhige Leben eines Kleinstädters in seinem Familienkreise um so höher schätzen, da anderswo wilde Gewalten jede Ordnung und alles Glück zerstören; freilich hält er uns bei seinem Bildchen fest und zeigt uns jene Kämpfe nur von weitem, aber trotzdem erhebt er uns auf einen höheren Standpunct, als es bei irgend einem anderen Idylle geschieht. Er erreicht nicht denjenigen Grad von Totalität, welchen wir vom grossen Epos fordern, er regt aber doch unsere Einbildungskraft mächtig genug an, dass sie sich über die mannigfaltigsten Zustände der Menschheit, über Völker und Zeiten verbreite. Sein Gedicht steht also offenbar in der Mitte zwischen dem Epos und dem Idyll, und daher entspricht seinem eigentümlichen Character der Name, den ihm Hegel gegeben hat: „idyllisches Epos“ ¹⁾ — Es lässt

¹⁾ A. a. O. III, 417; die Bezeichnung Humboldt's: „bürgerliche Epopöe“ (S. 154) erscheint nicht annehmbar, vor allem darum, weil man doch nicht alle Poesie nach dem Stande ihrer Helden classificiren kann, und ausserdem ist darin das Element des friedlichen Stilllebens nicht hervorgehoben. Bekanntlich hat sich der oben angeführte Name so ziemlich allgemein eingebürgert. Uebrigens ist an dem Namen wenig gelegen, wenn man nur anerkennt dass dieses Idyll „durch den Geist der Behandlung sich zur Würde des Epos erhebt“ (S. Vischer a. a. O. §. 883, 2). Gervinus (Gesch. d. d. Dichtung 5¹, S. 429) und Düntzer (a. a. O. S. 33) halten sich an Humboldt, ohne neue Argumente beizubringen. Cholevius trachtet nachzuweisen (a. a. O. S. 3—23) dass H. u. D. nur ein Idyll heissen könne, wiewohl er das Beiwort: „episch“, welches Jean Paul und andere (wie auch Hettner, Gesch. d. deut. Lit. im 18-ten Jhdt III, 2¹, S. 226) hinzufügen, gelten lässt. Er beachtet aber bei der Begründung seiner Ansicht den epischen Character des Gedichtes nicht und hält sich blos an einige Irrtümer Humboldt's, besonders an die oben angeführte „culturhistorische Idee“, und an den Satz, dass der Fehltritt Dorotheens das Eingreifen des Wunderbaren bei Homer, in's Gedächtniss rufe. — Wir, müssen hier noch bemerken, dass uns jene „Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale,“ welche nach Goethe (Briefw. m. Schiller I, S. 409) im Epos auch zum Anschauen gebracht werden soll, nicht

sich besser mit der Odyssee, als mit der Ilias vergleichen. Die Odyssee ist nämlich, wie Aristoteles sagt (Poet. XXIV, 2) ein verwickeltes und ethisches, während die Ilias ein einfaches und pathetisches Epos ist. „Ethisch“ bedeutet hier so viel als „sittenbildlich“ (Vgl. Vischer, a. a. O. §. 874 Anm. 1.), und in der That enthält die Odyssee viele idyllische Scenen und beseelt ihre Personen mit viel sanfteren Empfindungen, — ist doch ihr Hauptmotiv die Sehnsucht des Helden nach seiner Heimat, — während die „pathetische“ Handlung der Ilias von den gewaltigsten Leidenschaften getragen wird. Dabei ist aber immerhin nicht ausser Acht zu lassen, dass auch jenes Epos genug tragische Elemente und erschütternde Leiden enthält, dass es auch mannigfaltig genug die Stimmungen des Hörers wechseln und die „ungleichartigsten Auftritte miteinander episodisch abwechseln lässt“ (Poet. XXIV, 4), um auf die Würde eines Epos Anspruch machen zu können.

2. Die komischen und die pathetischen Elemente des Gedichtes Hermann und Dorothea.

So oft der Dichter in seiner Nachahmung des Lebens nicht das tiefste Innere der Seele aufdeckt, nicht die zarteren Saiten der Empfindung anschlägt und keine mächtigen Ideen die menschliche Brust bewegen lässt, so oft er sich blos an die Oberfläche hält und das Aeussere der Erscheinungen aufgreift, — so oft erringt das komische Element die Herrschaft in seinem Werke. Denn das Gemeine, Platte und Alltägliche eignet sich nur auf diese Weise zur künstlerischen Behandlung, dass es mit dem Hohen und Edlen contrastirt und, indem es zur Vergleichung herausfordert, durch seine eigene Nichtigkeit den Wert des Gegensatzes desto fühlbarer macht. Derjenige Zustand, in welchem der Mensch im kleinlichen Egoismus befangen, zu keiner Begeisterung sich aufzuschwingen

wichtig genug schien, um sie in diesem Kapitel zur Sprache zu bringen wiewohl wir späterhin sehen werden, dass wirklich jeder epische Dichter auch dieses Gebiet, mehr oder weniger häufig, betritt.

vermag, keine ihm selbst und anderen heilbringende Tat zu vollbringen fähig ist, sondern nur an die Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse denkt und sich dabei noch glücklich und in seiner Beschränktheit weise vorkommt, — eine solche Gemütsverfassung kann vom moralischen Gesichtspuncte aus nur Unmut und Bedauern bei dem Beobachter hervorrufen. Und doch ist dies unser gewöhnlicher Zustand: wie das Schöne in der Natur nur hier und da unter der verhüllenden Decke zufälliger Abweichungen von der ursprünglichen Idee hervorschimmert, so gibt es auch nur wenige Augenblicke, in welchen der im Menschen unmerklich glimmende göttliche Funke in helle Flammen aufschlägt, und eine andere, die ewige Welt erleuchtet. Es hängt nun ganz von der freien Wahl des Künstlers ab, wie viel er uns von diesem hohen Feuer gönnen will und ob es ihm nicht vielmehr gefällt, den Menschen zu erfassen, so wie er tagtäglich leibt und lebt, in seiner Blindheit und Torheit, in seiner Trägheit und Eigenliebe, die mit Böswilligkeit gegen andere gepaart ist. Auch in diesem Falle wird sein Bild vergnügen, weil darin die Schwachen und Fehler sich eben als solche enthüllen und sich als unendlich klein und verächtlich neben der Vollkommenheit erweisen, dabei aber doch nicht durch ihren Bestand die Vernichtung der mit ihnen behafteten Individuen veranlassen, welche im Gegenteil wohlgemut und glücklich sich ihres Daseins erfreuen. Sie sollten nicht existiren, diese Schwachen, aber was geschähe uns allen, wenn mit dieser Forderung Ernst gemacht würde?

Der gemeine Mensch muss komisch sein, wenn er uns überhaupt interessiren soll: seine Reden und Handlungen müssen sozusagen abstecken von der Folie des Erhabenen, dessen Schein sie sich anmassen; er behandelt seine unendlich kleinen Unternehmungen, als gälte es die Ewigkeit zu erringen; er schätzt sich selbst und seine Taten als wären sie im höchsten Grade edelmütig; er opfert sich nicht auf und verlangt, dass es andere für ihn tun; — er ist aber trotz alledem nicht alles Wertes bar, er ist bei aller Unvollkommenheit doch ein Mensch, und eben die Entdeckung, dass auch „das Schlechteste und Gemeinste von dem Wesen und dessen Ausdruck durch die Schönheit nicht entblösst ist, sollte sich dasselbe auch auf eine etwas verzerrte Weise darin offenbaren“ (Solger, Erwin I, S. 251), hält uns ab, ihm zu zürnen oder ihn zu beklagen, vielmehr sie heitert uns auf. — Wohl würde diese Art der Komik, welche blos die Alltäglichkeit in

sanfter Weise ironisirt, ohne blitzartig den zwischen dem Erhabenen und dem Gegenstande aufgähnenden Abgrund zu beleuchten, für sich allein noch wenig befriedigen, aber sie kann zu einer vortrefflichen Unterlage dienen für das Auftreten edlerer und grösserer Charactere. So hebt sich in unserem Gedichte von diesem komischen Grunde desto anziehender ab das Gefühlvolle, das Pathetische.

Mit der feinsten, mitunter kaum merklichen Ironie ist der Gastwirt zum goldenen Löwen behandelt. Es ist ein gutherziger Mann, der dann und wann recht gerne etwas von seinem Ueberflusse einem Armen schenkt, wenn es nur seiner Bequemlichkeit und seiner behaglichen Ruhe keinen Eintrag tut. Mit Rührung gedenkt er an das Elend der Vertriebenen, aber im Stillen erfreut ihn desto mehr, damit verglichen, sein eigener Wohlstand; freilich musste auch er etwas opfern, den lieben kattunenen Schlafrock, doch mag es ihn nicht reuen, da ihn schon längst die höchst beschwerliche neue Mode gezwungen hatte, die gewohnte Kleidung zu wechseln. Uebrigens lässt ihn sein weiches Herz nicht lange bei Bildern des Jammers verweilen, welche gar bald Furcht und Sorge für die eigene Zukunft erregen; es ist doch viel angenehmer, wenn Einen das Gläschen auf heitere Gedanken bringt, wenn man die Gegenwart geniesst, ohne sich durch den Anblick fremdes Kammers, der jedermann treffen könnte, bange zu machen; soll er nicht lieber das Beste hoffen, sowohl das baldige Ende des besorgnisserregenden Krieges, als auch die Erfüllung seines innigsten Wunsches, die Vermählung Hermanns? — Und zwar darf ihm nicht ein armes Mädchen mit ihrem Bündel unter dem Arme in's Haus kommen, sondern ein gebildetes Fräulein mit reicher Mitgift, welches alle noch fehlende Zierde seinem Leben verleihen würde; sie soll ihm fein zu schmeicheln wissen, so wie er seinen Gästen, soll ihm das Clavier spielen, und es sollen sich am Sonntag in seinem Hause die schönsten und besten Leute der Stadt mit Vergnügen versammeln. Wäre er doch selbst etwas besseres geworden, als ein Gastwirt, wenn er hätte studiren können, — weil ihn von Jugend auf hohes Ehrgefühl beseelte! Wie bedeutend war trotzdem seine öffentliche Wirksamkeit: der geweisste Turm, die wohlerneuete Kirche, die wohlvertheilten Kanäle, das Pflaster, — alles ist ihm selbst und dem Eifer, den er bei seinen Mitbürgern erweckt hat, zu verdanken. Ein so rüstiger Vorkämpfer der Cultur (oder zum wenigsten ihrer äusseren Seite), weiss er auch

seinen Wert zu schätzen und darnach sein äusseres Gebahren einzurichten; seine wohlgenährte Gestalt bewegt sich auf der Gasse nur mit würdig bedächtigem Schritte, wiewohl die mutwilligen Buben etwas Lächerliches in seinem Aussehen finden. Es ist also nicht zu verwundern, dass dem ehrliebenden und tatendurstigen Manne das stille und schüchterne Wesen des Sohnes gar nicht gefallen mag, dass er im Unmut darüber, ihn durch fortwährendes Schelten und Tadeln noch mehr einschüchtert, und wenigstens verhindern will, dass er nicht noch ein ungebildetes Bauernmädchen zur Schwiegertochter bekommt, was ihm schon alle Aussicht auf irgend welchen Fortschritt der Cultur in seiner Familie verschliessen würde. Der blosser Gedanke daran bringt sein Blut in heftige Aufwallung und da könnte man aus seinen zornigen Worten schliessen, dass er wirklich seiner Lieblingsidee das häusliche Glück opfern werde. Doch wir entdecken bald zu unserem freudigen Erstaunen, dass ihm sein Sohn viel zu teuer ist, als dass er nicht ihm zu Liebe diesen sehnlichen Wunsch aufgeben sollte, dass seine Worte nicht immer ernst zu nehmen sind, besonders wenn sie beim Gläschen gesprochen werden, dass er bei ruhigerem Blute für Bitten und gute Worte zugänglich ist. Doch da er schon einmal dieses Opfer gebracht hat, will er wenigstens fortan Ruhe haben, und deshalb verdriesst es ihn im höchsten Grade, als die freundlich begrüsst Dorothea ganz unverhofft in schmerzliche Klagen ausbricht. Er ist einerseits zu weichherzig, um kalt und spöttisch die vergeblichen Tränen der Weiber anzusehen, andererseits wieder zu egoistisch, um mitzuleiden und auf Tröstung hinzuwirken; er will sich lieber den ganzen Jammer vom Halse schaffen und geht zu Bette, ohne vorerst die Erklärung des Misverständnisses, welches doch mit dem Glücke seiner Familie in enger Verbindung steht, abwarten zu wollen. Es muss sich ihm alles „gemächlich“ schlichten, alles um ihn her muss behaglich leben, damit er nur durch nichts gestört werde. —

Im wirklichen Leben würden wir manche Eigenschaften dieses Mannes mehr oder weniger loben, aber wir fänden ihn im Ganzen nicht alzu liebenswürdig; dagegen belustigt im Kunstwerke die Mittelmässigkeit seines Characters, welche sich den Schein eines erhabenen Strebens nach den Idealen der Menschheit anmasst: er ist Patriot, aber vor allem für die eigene Haut besorgt, er wirkt für das Wohl seiner Nächsten und für die Vervollkommnung der ganzen Menschheit, aber ohne bedeutende Opfer zu bringen,

und nur in der engen Sphäre der Strassen-reinigung, Ordnung, Aufführung neuer Bauten u. drgl. in seinem kleinen Städtchen; aber andererseits ist desto erfreulicher seine Gutmütigkeit und überhaupt sein wirklicher Wert.

Viel handgreiflicher ist die Komik in der Erscheinung des Apothekers; egoistisch in einem weit höheren Grade, hat er immer nur sich selbst im Auge, ohne darum irgend etwas Tadelnswertes an sich zu finden; im Gegenteil ist er immer mit sich zufrieden und vor allem mit seiner Klugheit, während er endere gern mass-regelt besonders den „Leichtsinn“, oder was ihm dafür gilt. Trotz seiner grossen Sparsamkeit war er in jüngeren Jahren eitel genug, um seine Wohnung möglichst zu verzieren; jetzt ist ihm alles zu teuer und da will er sich nicht in die neue Mode schicken; was übrigens die Wirksamkeit für das allgemeine Wohl anbelangt, so ist ihm gegenüber der Gastwirt noch ein Heros, der Apotheker dient den Leuten nur mit seinem Rate gern, wobei er seine Ueberlegenheit hervorkehren kann. Der vorsichtig berechnende Verstand ist beim so überwiegend, dass er nichts einfach Natürliches liebt, wie er z. B. dem bekümmerten Hermann, welcher die Absage Dorotheens befürchtet, die guten alten Zeiten vorhält, da der Jüngling nicht selbst die Geliebte um ihre Zustimmung zu fragen pflegte, sondern ein gewandter Unterhändler die Heirat vermittelte.¹⁾

Einen anders gearteten, aber auch komischen Eindruck macht die Erzählung Hermanns über seinen Besuch im Hause des Kaufmanns. Mit seiner einfältigen, naiven Anschauungsweise gerät er auf einen ihm durchaus fremden Boden, unter eine Gesellschaft, die bei ihrer oberflächlichen Halb-cultur sich auf ihre leicht erworbenen Kenntnisse viel einbildet und den wahrhaftigen Wert der Menschen nicht zu schätzen weiss. Die feinen Handelsbübchen, um die „das halbseidene Läppchen herumhängt“, die „gebildeten“ Fräulein lachen laut auf, es hält den Bauch sich der Alte, und den Stoff dazu gibt ihnen Hermanns Unkenntniss solcher Dinge, in denen jeder Salonfahige wohl bewandert sein muss. Es wird

¹⁾ Sonderbar ist die Behauptung von Cholevius (a. a. O. S. 56): „Unmöglich war es des Dichters Absicht, das schöne Bild seines Idylls durch die Einführung eines lächerlichen oder verächtlichen Menschen zu entstellen“. Muss es denn noch bewiesen werden, dass die Charactere des Dichters nicht immer gross und edel zu sein brauchen? Uebrigens wer über den Apotheker nicht lacht, für den hat Goethe diese vortreffliche Gestalt nicht gezeichnet.

eben in diesem Falle das Naive komisch, wenn „der nicht-naive Standpunkt in den ästhetischen Gegenstand mitaufgenommen ist.“¹⁾ Hermann gehört nicht in diese Gesellschaft, und wenn er schon einmal da ist, so sollte sich sein höherer innerer Wert in einem würdigeren Benehmen zeigen, als in unbeholfener Verlegenheit; wir lachen also auch mit, wiewohl der arme Bursche uns dauert und wir über die Herzlosigkeit der ganzen Gesellschaft entrüstet sind. Auch die kindische Art ist komisch, in welcher Hermanns Verdross sich äussert, da er die frisirten Haare mit den Fingern herunterzieht und den teuren neuen Rock in den Schrank hängt, um ihn nicht wieder anzuziehen.

Von diesem dunklen Grunde des Alltäglichen, des Geringfügigen und Beschränkten heben sich desto heller und strahlender die Momente ab, in welchen ein tiefes Gefühl zum Durchbruch kommt und sich die Herrschaft erringt. Es ist die wunderbare Macht der Liebe, welche den schüchternen, blöden, in sich gekehrten, die Freuden der Gesellschaft fliehenden und blos mit seiner Wirtschaft und seinen Pferden beschäftigten Jüngling mit Einem Zauberschlage umwandelt, eine neue Welt ihm enthüllt, tausend schlummernde Gefühle in seinem Busen weckt, mit freudiger Lebenslust ihn erfüllt, zu einer höheren Wirksamkeit ihn anspornt, und die lang gefesselte Zunge ihm löst. Das überströmende Herz durchbricht die Dämme der Eigensucht und begehrt fortan nichts mehr, als sich hingeben zu können für eine wahlverwandte Seele, die in liebevoller Verbindung es für immer beglücken soll. Doch nun scheint ihm das Schicksal dieses himmlische Licht gleich wieder entrücken zu wollen, und in seiner Verzweiflung will er sich für das Vaterland hinopfern, weil er in seiner düsteren Verlassenheit nicht mehr leben möchte. Sein bisheriges Leben, sein gewohntes Tagewerk, seine Sorgen und Freuden, selbst die Liebe der Mutter, nichts fesselt mehr den Jüngling, alles will er verlassen, um die Leere seines Herzens durch die Begeisterung für eine erhabene Idee auszufüllen und für diese Idee in den Tod zu gehen. — Doch die Einwilligung des Vaters lässt ihn wieder hoffen. In freudiger Erregung sucht er das Mädchen auf. Da er nun aber nach dem nahen Glücke greifen soll, beklemmen ihm wieder bange Zweifel die Brust. Wird das Mädchen ihm folgen? kann er ihr würdig genug erscheinen, dass sie seine Werbung

¹⁾ S. Vischer, a. O. §. 159 Anm. 2. —

nicht zurückweise? Bescheiden und mit unendlicher Ehrfurcht blickt er zu ihr empor, wie es die wahrhaftige und tiefe Liebe immer thut, und baut nicht so sehr auf seinen Wert, dass er ihr Herz stürmend erobern sollte. Sie begegnet ihm freundlich, doch verrät ihm weder ihr Auge noch ihre Rede, dass sie auch eine tiefere Zuneigung für ihn empfindet. Er ergreift daher mit Freude den Ausweg, welcher es ihm ermöglicht, die Entscheidung hinaus zu schieben und ihm die Hoffnung lässt, später mit günstigem Erfolge anfragen zu können. Auch sie wagt es nicht, die Erfüllung ihres stillen Wunsches so nahe zu glauben, aber beide können es sich nicht versagen, durch das Medium des Wasserspiegels ihre Gefühle einander anzudeuten. Diese Schüchternheit und Zartheit der Empfindung bei ihrer Tiefe übt einen unwiderstehlichen Eindruck auf den Leser aus und dessen Sympathie für die beiden edlen Seelen wächst mit jedem folgenden Momente der Erzählung; er vermutet zwar, dass ihre Vereinigung glücklich erfolgen werde, aber er bleibt bis zum Ende ohne Gewissheit. Nach dem rührenden Abschied Dorotheens von den Ihrigen gehen sie in die Stadt und bei dem Gespräche entfalten sich immer voller ihre Charactere. Auch gerät Hermann zweimal in Versuchung seinem überströmenden Gefühle freien Lauf zu lassen, aber er bändigt es, denn er könnte durch übereiltes Werben ein Nein sich zuziehen und dieses Nein würde sein Glück für immer vernichten. Wie wird sich die schmerzliche Spannung lösen, die sein Gemüt immer banger stimmt, so wie die gewitterdrohenden Wolken mit unheimlicher Finsterniss Himmel und Erde bedecken? Hier hat der Dichter seine endliche Wirkung durch sinnvolle Composition möglichst zu steigern gewusst. Wie die tiefen Töne der Musik den durchdringend sehnächtigen Klang der hohen dumpf donnernd begleiten, so gesellen sich hier die Verboten des Sturmes in der Natur zu der beklemmenden Erwartung der Gemüther, um die Stimmung noch peinlicher zu machen. Während dann der Sturm beginnt und der Regen in Strömen sich ergiesst, durchbricht auch das bis jetzt zurückgehaltene Gefühl Dorotheens rücksichtslos seine Schranken, wobei überdies der Contrast eintritt zwischen dem traurigen Zustande, in welchem sie jetzt nach ihrer Meinung das schützende Dach verlassen muss, um bei Nacht und Gewitter die Ihrigen wieder aufzusuchen, und dem glücklichen Leben, welches im nächst folgenden Momente sich ihr erschliesst. Und noch einen anderen Contrast fügte der Dichter vor der schliess-

lichen Lösung ein. Diejenige Person des Gedichtes, welche von allen am wenigsten einer idealen Erhebung fähig ist, der Apotheker bringt sein probates Hausmittel gegen die Ungeduld vor und erinnert an die schwarzen Bretter des Sarges und die darüber aufgeschüttete Erde; desto erfreulicher wirkt nach dieser düsteren Vorstellung das Bild des Lebens, welches gleich darauf aufgerollt wird, da die beiden herrlichen Gestalten hereintreten.¹⁾

Zwei ganz verschiedene Ideenkreise, zwei Welten treffen jetzt zusammen, indem sie anfangs feindlich sich begegnen, die alltägliche, nüchterne, am Kleinen haftende Gemütsverfassung, und die von hohen Gefühlen mächtig aufgeregte Stimmung. Der behagliche Gastwirt ist nicht im Stande, mit einer dem Augenblick angemessenen und genug ernstlichen Empfindung die Schwiegertochter zu empfangen, sondern spricht vor allem in „munteren“ Worten seine Zufriedenheit darüber aus, dass sie wenigstens schön ist, wenn sie auch die übrigen ihm erwünschten Eigenschaften nicht besitzt und erinnert zugleich sich und die anderen selbstgefällig daran, wie auch er seinen eigenen Wert fühlend, immer den besten Geschmack bewiesen habe. Aber das Mädchen glaubt in seinen Worten nur eine höhnische Zurückweisung ihrer tief im Herzen gehegten Hoffnung zu hören und sieht jetzt mit einem Male das ersehnte Glück in weite Ferne gerückt, wo nicht gänzlich entrissen. Wie töricht war es, den Abstand zu vergessen zwischen ihr, der armen Magd und dem reichen Bürgersohne! Doch als sie vom Pfarrer zurecht gewiesen wird, dass sie zu empfindlich sei für einen so unschuldigen Scherz, da kann und will sie ihr Gefühl nicht länger verbergen und es dünkt ihr besser, alles zu bekennen und das Haus zu verlassen, als Jahre lang mit krankendem Herzen so nahe und doch so fern von dem Stillgeliebten zu wohnen und den Tag zu erwarten, an welchem eine andere als seine Gattin in das Haus einziehen würde. Mit erhabener Seelenstärke will sie sich losreissen, jetzt, da das „Uebel noch heilbar“ ist und dem

¹⁾ Die Wirksamkeit dieses Contrastes hat Humboldt (S. 185) treffend hervorgehoben; aber die Begründung, welche er demselben gibt, dürfte wohl zu weit hergeholt sein. Denn er meint, dass der Dichter den Augenblick, in welchem das Paar eintreten sollte, nicht durch das Unangenehme der allgemeinen Verstimmung im Hause uns „verderben“ mochte und deshalb durch das Bild des Todes alle Gemüther aus diesem Zustande aufschütteln wollte. Aber hätte die Verstimmung nicht von selbst aufgehört bei der Ankunft der Erwarteten?

schönen Wunsche entsagen. Es ist der höchste Punkt, bis zu welchem in diesem Gedichte das Gefühl sich erhebt, die stärkste Erschütterung, welche wir erfahren. Jedoch ist einerseits dieses Uebel an und für sich „heilbar,“ wiewohl gewiss eine ausserordentliche Selbstbeherrschung dazu gehört, um mit solcher Fassung, wie es hier Dorothea tut, die schmerzliche Operation zu vollziehen andererseits aber weiss der Leser im voraus, dass es nur ein momentanes Leiden ist, welches sich sehr bald in desto grössere Seligkeit auflösen wird, also ist sein Mitleid nicht so tief, wie es ein eigentlich tragischer Gegenstand hervorruft, wie z. B. der Trauergesang Antigonens bei ihrem Todesgange. Jedoch soll damit kein Tadel gegen den Dichter ausgesprochen sein; im Gegenteil ist es aller Bewunderung wert, welch unendlichen Gehalt er in seine Liebesgeschichte zu legen wusste, wie tief er seinen Leser rührt, wie er ihn zwingt, anstatt, wie bei anderen Liebesverwicklungen über die geringe Bedeutung des Gegenstandes gleichgiltig und spöttisch zu lächeln, vielmehr an sich selbst zu vergessen und mit innigster Teilnahme mit Dorothea zu leiden und mit ihr sich zu erfreuen.

Nach diesem Höhepunkte des Gefühles wird noch ein Accord angeschlagen, welcher uns in eine rubigere, aber auch erhabene Stimmung versetzt, welcher an das gewaltige, alles Schöne auf der Erde zermalmende Schicksal erinnert, an das traurige Loos, welches gar so oft dem edelsten Streben zu Teil wird. Jene verderbliche Umwälzung, welche das ganze Gebäude des gesellschaftlichen Lebens niederriss und über den Trümmern die entfesselten Leidenschaften ihre wilden Orgien feiern liess, hatte auch dem ersten Verlobten Dorotheens einen alzu frühen Tod bereitet, weil er nach der wahren Freiheit strebte und alles Böse mannhaft bekämpfte. Es würde kein gutes Zeugniß geben von dem Edelmut Dorotheens, wenn sie jetzt in ihrer glücklichen Stimmung, der Eigenliebe folgend, sich aller Erinnerung an das traurige Ende des einst Geliebten ent schlagen wollte, um sich ausschliesslich der gegenwärtigen Freude hinzugeben, sie will lieber mit würdigem Ernste an die Vergänglichkeit des irdischen Glückes denken und wiederholt deshalb die Abschiedsworte des Verstorbenen, welche sie als einen teuren Schatz in ihrem Herzen aufbewahrt. Diese Worte tönen wie aus der Geisterwelt herüber, wie eine Mahnung an die Ewigkeit. Der feurige Jüngling mochte nicht länger für sich und seine Geliebte leben, „Als sich der

erste Glanz der neuen Sonne heran hob, Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen¹⁾ Gleichheit! — er eilte nach Paris, um für die Ideale der Menschheit zu kämpfen, wenn er auch dabei untergehen sollte. Ist doch das Leben nicht höher zu schätzen, als ein anderes Gut und alle Güter sind trüglich! Ist doch der Mensch nur ein Fremdling auf der Erde! Warum also sollte er sein Leben mit Sorgfalt bewahren und Besitztümer sammeln, die er doch nicht für immer sich zueignen könnte? Während alles Bestehende stürzt, die Grundgesetze sich auflösen der festesten Staaten und die ganze Welt in Chaos und Nacht sich aufzulösen scheint, um neu sich zu gestalten, sollte er mit ruhigem Gemüthe am häuslichen Herde sich niederlassen und seinen Acker bebauen? Die Begeisterung, mit welcher der Jüngling sein persönliches Wohl dem allgemeinen aufgeopfert hat, wird jedermanns Sympathie erregen; aber zugleich muss sich da die Erinnerung daran aufdrängen, dass der Mensch, welcher nach einer practischen und wahrhaft nützlichen Wirksamkeit strebt, sich zwar als einen „Fremdling“ auf der Erde in einem höheren Sinne betrachten kann, aber auch die „trüghchen Güter“ der Erde, und vor allem das Leben selbst, nicht leichtsinnig geringschätzen, sondern vernünftig gebrauchen, nicht an der gewaltsamen Zerstörung alles Bestehenden mithelfen, sondern mit ruhiger Ueberlegung das Mangelhafte ausbessern, nicht die sofortige Umgestaltung der ganzen Welt nach seinem idealen Muster erstreben, sondern unter den gegebenen Umständen, nach seinem Vermögen, der Wahrheit und dem Rechte zum Siege verhelfen soll über die bösen Elemente. Jener unreife, schwärmerische Idealismus förderte bloß die Revolution, um später selbst ihr zum Opfer zu fallen.

Dagegen stellt sich Hermann mit mannhafter Festigkeit auf seinen Grund und Boden, mit dem Entschlusse, still und bescheiden auf demselben zu wirken, für seine Familie liebevoll zu sorgen, dem Andränge täuschender Idole zu widerstehen, und sollte er es auch mit seinem Leben büßen. Diese conservative Gesinnung mag wohl prosaisch erscheinen neben jenem Enthusiasmus, dass sie aber genug Idealität besitzt, um auch in der Poesie jenem gegenüber ihren Platz zu behaupten, das hat eben Goethe bewie-

1) Nebenbei gesagt, dünkt uns das Beiwort nicht bloß zu prosaisch sondern überhaupt unpassend.

sen. (Obzwar in den Schlussworten Hermanns vielleicht zu sehr die eigene Lebensanschauung des Dichters und seine politische Tendenz, also ein prosaischer Gedanke, hindurchklingt).

Dieses gnomische Element, welches im letzten Teile des Gedichtes, wie auch an vielen anderen Stellen, überwiegt, muss in gewissem Sinne ebenfalls unter den Begriff des Pathetischen gezogen werden, da es ja keine kalten Reflexionen, sondern mit dem ganzen Sein und Fühlen der sie äussernden Menschen innig verwebte Anschauungen sind; nur freilich erheben sie sich über das individuelle Gebiet in die Sphäre des Allgemeinen und verbreiten sich über die Geschicke der Menschheit, wie es eben das Gesetz der epischen Totalität verlangt. Diese drei Elemente, das komische, das eigentlich-pathetische und das gnomisch-pathetische sind hier mit wahrhaft künstlerischer Masse zu einem Ganzen verbunden. Sie wechseln mit einander ab und dem gemäss werden auch beim Leser verschiedene Empfindungen hervorgerufen, aber so, dass keine einzige ihn übermächtig zu beherrschen vermag, dass nach der Anspannung seines Gefühles bald genug die befreiende Lösung erfolgt, entweder durch die Heiterkeit, welche die Anmassung des Kleinen, oder durch die Beruhigung, welche die allgemeine Reflexion verursacht. Nachdem ihn z. B. die heftige Rede des Gastwirthes gegen Hermann etwas verstimmt hat, muss er gleich darauf über den Apotheker lächeln, der trotz seiner Eitelkeit zu sparsam ist, als dass er sein Haus nach dem neuen Geschmacke umgestalten sollte. Dann wieder schliesst sich der Klage des Richters über die Schrecken der Revolution die tröstende Erwägung an, dass dieselbe neben der Entfesselung aller Leidenschaften auch manche grosse und edle Tat veranlasst habe. Die beklemmende Erinnerung an die Bretter des Sarges wird gleich in ein sanft rührendes Bild aufgelöst durch die Worte des Pfarrers. Endlich folgen der stärksten Erschütterung, welche der Herzenserguss Dorotheens bewirkt, die ruhigeren Bemerkungen über die gegenwärtige Epoche und die hoffnungsreiche Aussicht in eine bessere Zukunft. — Der Stil, in welchem das Gedicht gehalten ist, ist also episch im vollen Sinne des Wortes. Freilich hat die Eigentümlichkeit desselben, dass es nur eine Liebeswerbung erzählt und dass es ihm an einer grossartigen und weitverzweigten Handlung gebricht, die notwendige Folge gehabt, dass die Empfindungen, welche es erregt, nicht so stark und von so reicher Mannigfaltigkeit sind, wie es das eigentliche Epos erfordert, und dass

es viel entschiedener, als dies bei jenem der Fall ist, auf Einen Punct losgeht und sich um denselben zusammenzieht, wodurch es, wie Goethe bemerkte (Briefw. m. S. I, 412), zur Tragödie hinneigt. Die letztere Eigenschaft geht aber, nach dem oben Angeführten, keineswegs so weit, dass deshalb von einer Vermischung der Stile die Rede sein könnte (abgesehen davon, dass die Handlung selbst nicht tragisch ist).

3. Die Composition des Gedichtes „Herr Thaddäus.“

Im Vergleich mit „Hermann und Dorothea“ hat das polnische Gedicht einen weit grösseren Scenen- und Gestaltenreichtum und dem gemäss einen bedeutenderen Umfang (von ungefähr 9500 sechsfüssigen Versen). Wir sehen darin das Bild eines ganzen Volkes, seines Culturzustandes, seiner Anschauungen, seiner Sitten und Gebräuche, seines öffentlichen und häuslichen Lebens, endlich auch der physischen Natur, von welcher es umgeben ist. Wir haben in den obigen Ausführungen die Darstellung eines Volkslebens nicht zu den wesentlichen Merkmalen der Epopöe gezählt, weil diese Forderung aus der „betrachtenden“ Stimmung nicht zu begründen ist und es sich nicht beweisen lässt, dass ohne dieselbe kein gutes Epos möglich wäre. Damit wollten wir aber gar nicht in Frage stellen, dass die bei dieser Dichtungsart erforderliche Totalität dadurch im höchsten Grade gefördert wird, wenn nicht blos die Charactere einiger Menschen entwickelt werden, sondern die „Gefühls- und Auffassungsweise, der geistige Bildungszustand einer Zeit, eines Volkes, die gesammten, geistigen, sittlichen Sphären, Wissenschaft, Kenntnisse, Religion, moralische Begriffe, Vorurteile und conventionelle Massstäbe, Verhältnisse, Sitten: alles, was Culturform heisst“ (Vgl. Vischer, Aesthetik §. 867, Anm. 2). In diesem Zustande allgemeiner Betrachtung, welchem das Epos seinen Ursprung verdankt und welchen es selbst wieder hervorruft, begehren wir nicht sowohl Eine bedeutende Individualität kennen zu lernen, welche durch den übermächtigen Eindruck ihrer Seelengrösse unsere Bewunderung und Sympathie sich erwirbt, nicht

sowohl Eine ungewöhnliche Handlung, welche unsere ungeteilte Teilnahme, alles unser Denken und Fühlen in Anspruch nimmt, als vielmehr eine möglichst grosse Anzahl von Menschen in ihren mannigfaltigen Lebensverhältnissen, in ihren Freuden und Leiden, im Kriege und im Frieden. Wohl werden einige aus der Masse bestimmter hervortreten und einer wird mit seiner Angelegenheit den Mittelpunkt bilden (weil sonst die Einheit der Handlung nicht gewahrt wäre), doch wird dieser nicht der Masse sich entgegenstellen und mit ihr für seine Ideen kämpfen, sondern er wird die Anschauungen seines Volkes teilen und sich nur als Glied des Ganzen fühlen, dem er dient: „im Epos trägt die Welt den Helden, im Drama trägt ein Atlas die Welt“ (J. P. Fr. Richter, Vorschule der Aesth. §. 63). In diesem Zustande ist unser Gemüt frei und ruhig genug, um neben heroischen Taten auch das Kleinste, auch die alltäglichsten Zustände und die häusliche Umgebung des Menschen mit Wohlgefallen anzuschauen; und da wird der Dichter begreiflicher Weise nicht viele Individuen aus verschiedenen Ländern mit ihren absonderlichen Sitten und Begriffen neben einander einführen, weil er in diesem Falle keines seiner Bilder vollständig ausmalen könnte und weil dabei der Ueberblick des Ganzen unmöglich wäre, sondern er wird nur alle Hauptseiten Eines Volkslebens aufnehmen, oder höchstens noch ein anderes demselben entgegenstellen. Freilich muss sich seine Kunst darin bewähren, dass er nicht blos die besonderen Eigentümlichkeiten dieses bestimmten Volkes und dieses historischen Zustandes darstelle, sondern in allem und jedem das allgemein-Menschliche, welches sich darin individualisirt hat, zur Erscheinung bringe. Mögen seine Menschen Griechen oder Römer oder Indianer sein, er wird wohl das nur ihnen Eigene hervorheben, wenn er als echter Dichter „dem Wirklichen eine poetische Gestalt“ zu geben vermag,¹⁾ aber es werden dabei ganze und volle Menschen sein, in denen alle Bewohner des Erdenrundes Geschöpfe ihresgleichen finden können; obzwar auch in diesem Falle zum durchgängigen Verständniss seines Werkes für fremde Völker und Jahrhunderte ein „breiter Apparat geographischer, historischer, ja selbst philosophischer Notizen, Kenntnisse und Erkenntnisse“ gehört (Vrgl. Hegel, Aesth. I, S. 341).

¹⁾ Vgl. die berühmt gewordene Bemerkung Mercks über Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ (S. W. XXII, S. 340).

Es wird aber der Dichter, und insbesondere der epische, seinen Gegenstand am liebsten aus derjenigen Culturepoche hernehmen, in welcher ein Volk zwar den Zustand ursprünglicher Barbarei verlassen, aber noch keinen vollständig geordneten Staat sich gebildet hat. Während nämlich bei den noch ganz rohen und wilden Völkern nicht die wahre Sittlichkeit herrscht, sondern durchaus trübe und widersinnige Anschauungen von derselben, während auch ihre Lebensweise nicht menschenwürdig ist, so dass sie nur als eine hässlich verzerrte und beinahe unkenntliche Fratze der Menschheit erscheinen, so ist andererseits im vernünftig eingerichteten Gemeinwesen die Sittlichkeit zu einer Macht geworden, welche nicht von dem guten Willen eines jeden Bürgers abhängt, sondern durch die Gesetze des Staates ihre Herrschaft ausübt, sich Gehorsam erzwingt und die ihr Trotzenden bestraft. Es sind nicht hervorragende edle Männer, welche durch ihre persönliche Characterstärke das Böse gekämpfen und dem Rechte zum Siege verhelfen, es sind Beamte, welche in ihrer maschinenmässigen Wirksamkeit die Bestimmungen des Gesetzes vollstrecken, die Streitigkeiten entscheiden und die Unbill nicht rachen, sondern insofern alle Formalitäten erfüllt sind, kalt und gleichgiltig unter den betreffenden Paragraphen beziehen; ihre Individualität übt nur einen sehr geringen Einfluss auf ihre amtliche Tätigkeit aus, und ihr Privatleben ist so wenig mit ihrem Berufe verknüpft, dass sie ganz andere Menschen zu Hause sein können, als in der Kanzlei, und sich in ihrem übrigen Leben von einem wesentlich verschiedenen Gewissen leiten lassen. Auch die Bürger, welche nicht zur Obrigkeit gehören, finden sehr wenig Raum für ein selbständiges Handeln, wie es ihrer Individualität entsprechen würde; sie fühlen sich nicht blos bei jedem Schritte von tausend polizeilichen Vorschriften beschränkt, aber auch von unzähligen conventionellen Begriffen über das Schickliche und Verpönte, sie müssen sogar, wenn sie nicht getadelt und ausgelacht werden wollen, in ihrer Kleidung und Bewegung, in ihrer ganzen Lebensart alle individuellen Eigentümlichkeiten aufgeben, um sich von der Masse nicht zu unterscheiden; sie dürfen wohl ihre besonderen Gedanken haben, aber dieselben nicht einmal aussprechen, geschweige denn nach ihnen handeln. Die Sicherheit, in welcher sie unter dem Schutze des Gesetzes und seiner Organe leben, verhindert auch für gewöhnlich alle sinnlichen Kämpfe und macht den persönlichen Mut beinahe überflüssig, es sei denn, dass noch

zuweilen hie und da Räuber und Wölfe sich einfinden, oder ein grosser Hund den arglosen Spaziergänger überfällt; nicht einmal der Soldat ist heute viel mehr, als eine willenlose Drahtpuppe, welche das Wort des Führers bewegt. Auch in der physischen Arbeit tut immer weniger der Mensch selbst, es schafft für ihn die Maschine. Nur im geistigen Leben kann sich noch die Persönlichkeit in freier und voller Weise entfalten, alles Aeussere wird immer gleichmässiger, es wird durchaus prosaisch.

Ein solches „Volksleben“ ist nun freilich kein geeigneter Gegenstand für die epische Dichtung; sie braucht ein Gemeinwesen, in welchem eine lebendige Mannigfaltigkeit und freie Bewegung herrscht, sie braucht selbstständige Individuen, welche nicht blos von dem Sittlichen, dem Idealen, durchdrungen sind, sondern auch dasselbe in der sinnlichen Welt verwirklichen und solche Taten ausführen, welche nicht blos beurteilt, aber auch geschaut werden können. Es ist das sogenannte heroische Zeitalter, in welchem die Cultur schon blüht, aber noch nicht alle ihre Früchte gezeitigt sind, in welchem jeder für seine Person, insofern es ihm gut dünkt dem allgemeinen Wohle dient, aber auch seine Macht misbrauchen kann, und zwar so lange, bis ihn ein Stärkerer züchtigt. Da schreibt keine Staatsgewalt den Bürgern ihr Benehmen vor, und keine wehrt von ihnen das Unrecht ab, sie müssen sich selbst schützen, so gut es angeht, ihre Ansprüche verfechten und die erlittene Beleidigung rächen. In einer solchen Epoche spielt die Handlung der Ilias. Jeder von den Helden hat volle Freiheit, zu tun und zu lassen, wie es ihm beliebt; er ist nicht gezwungen, dem „mächtigen“ Agamemnon zu folgen; er ist diesem und seinem Volke behilflich, so lange es ihm sein guter Wille empfiehlt, er darf sich grollend zurückziehen und das ganze Heer der grössten Gefahr aussetzen. Von seinem edlen Sinne und seinem kräftigen Arme, nicht von dem Gesetze, hängt der Triumph der Sittlichkeit ab. Einen solchen Zustand gab es auch im Mittelalter. Ein ähnlicher herrschte in Polen seit dem 16ten Jahrhundert. Der König war beinahe machtlos; die Ritterschaft, oder besser die adeligen Grundbesitzer (denn das romanische Rittertum hatte sich niemals im Lande eingebürgert) genossen einer unbeschränkten Freiheit; sie wählten sich selbst den König und gaben sich Gesetze durch ihre Abgeordneten im Landtag, aber das Reich konnte den Mächtigen nicht zwingen, diesen Gesetzen zu gehorchen, es sei denn, dass ein anderer sich dazu erbot. Im Falle eines Krieges,

waren alle zur Heeresfolge moralisch verpflichtet, aber nur der gute Wille hielt die Armee zusammen, und es geschah öfters, dass glänzende Siege nicht ausgenützt wurden, weil der grössere Teil der Krieger zu früh vom Heimweh ergriffen wurde. Zuweilen unternahmen auch reiche Herren Kriegszüge auf eigene Hand, ohne sich um den König und den Landtag zu kümmern. Nicht minder war es auch mit dem Gerichtswesen schlimm bestellt. Es gab wohl Richter, die von dem Adel selbst gewählt wurden, aber wenn der Process entschieden war, so musste die Vollstreckung des Urteils, wenn es einem Widerspenstigen galt, wegen Mangels an Polizei und stehendem Militär (denn die geringe Truppenanzahl welche auch im Frieden unter den Fahnen stand, war an den Gränzen postirt) den Verwandten und Freunden des Klägers überlassen werden, mitunter war sie unmöglich, da einige Herren, wie die Fürsten Radziwiłł, eigene Armeen von etlichen zehn tausend Mann zur Verfügung hatten; wenn es aber geschehen konnte, so eroberten die Anhänger des Klägers, nicht immer ohne Blutvergiessen, die demselben zugesprochenen Güter. — In der Theorie herrschte vollkommene Gleichheit unter den adeligen Brüdern (wie sie sich zu nennen pflegten): jeder konnte zu den höchsten Aemtern, sogar auf den Thron gelangen; freilich gestaltete sich dies anders in der Praxis, da war alle Macht in den Händen einiger Magnaten, die durch ihren Reichtum einen mehr oder weniger grossen Anhang sich verschafften und mit dessen Hilfe ihre Plane durchsetzten, während es viele unter dem Adel gab, die blos von der Gnade der Grossen lebten, andere wieder nur freie, wenig begüterte Bauern waren, da öfters ganze Dörfer auf einmal geadelt wurden. Jedoch wurde auch in der Praxis die Gleichheit in solchem Masse gewahrt und die Rechte des Individuums waren so weitgreifend, dass der Beschluss einer ganzen Versammlung, auch des Landtags, durch das „veto!“ eines einzigen Mitgliedes zu nichte gemacht wurde. — Es ist heutzutage schwer begreiflich, wie eine solche Verfassung existiren konnte? Die Erklärung aber davon findet sich einerseits in dem höchst unpractischen Idealismus der Vorstellungen vom Staate, welche sich der Pole gebildet hatte. Vor allem sollte die „goldene“ Freiheit sicher gestellt sein vor jeder Gefahr, welche ihr vom König oder anderswoher drohen könnte; deshalb durfte es keine kräftige Obrigkeit, kein stehendes Heer geben, deshalb durfte auch die Minorität nicht unterdrückt werden; man glaubte

aber auch, dass immer alle von dem besten Willen für das Gemeinwohl beseelt sein werden, dass man es allen, wie den Mitgliedern Einer grossen Familie sorglos überlassen könne, ihren moralischen Pflichten gegen das Ganze nachzukommen. Andererseits aber entsprach diese Verfassung dem Egoismus, dem masslosen Stolze, dem unbändigen Drange zur Zügellosigkeit und Willkür, welcher mit der Zeit mehr und mehr in der adeligen Klasse überhand nahm und den grösseren Teil derselben antrieb, das Wohl der Gesamtheit den Privatinteressen zu Liebe aufzuopfern. So lange die öffentliche Sittlichkeit mächtig genug war, durfte Niemand ungestraft das Gesetz verhöhnen und seiner Willkür freien Lauf lassen, da wagte Niemand den Beschlüssen des Landtags mit seinem „veto“ in den Weg zu treten; es herrschte Ordnung im Innern und das Reich war stark genug, um der äusseren Feinde sich zu erwehren. So war es bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts. Aber seitdem ging das Reich durch fortwährende innere Wirren, durch Zwietracht und Misachtung der Gesetze seiner endlichen Auflösung entgegen. Erst dann kehrte dem Adel die Besinnung zurück, als es zu spät war, die nötigen Reformen auszuführen, als das Reich schon zu schwach war, um gegen die mächtigen Nachbarn, seine Selbständigkeit bewahren zu können.¹⁾

¹⁾ Es ist seit einiger Zeit üblich geworden, viel zu scharfe Urtheile über die Geschichte Polens zu fällen. So z. B. wird es heute gewiss Niemand loben, dass nur der Adel alle politischen Rechte genoss, und den Bauern nicht die ihnen als Menschen und Bürgern gebührende vollständige Freiheit gönnte; aber dasselbe war in anderen europäischen Ländern der Fall, oder, besser gesagt, es war anderswo noch weit schlimmer, denn die eigentliche „Leibeigenschaft“ bestand in Polen niemals, es war blos, wie überall, der Kriegerstand mit der Zeit in den Besitz von allem Grund und Boden gelangt, und die übrige Bevölkerung musste jetzt dem Eigentümer Frohnarbeit leisten; freilich kamen in späteren Zeiten Misbräuche vor, aber im Grossen und Ganzen war die Lage der Bauern besser, als anderswo. Was aber die unverständige Verfassung, die masslosen Rechte des Individuums gegenüber der Gesamtheit, endlich den späteren Verfall der öffentlichen Sittlichkeit anbelangt, so lag erstens im polnischen Nationalcharacter ein Vorherrschen des Gefühls über den Verstand, so dass die Freiheitsliebe alle anderen Rücksichten niederzuschlagen pflegte und dass man sogar damals dem Vaterlande zu dienen glaubte, wenn man im Grunde nur egoistischen Regungen folgte. Dass übrigens dieser adelige hunderttausend-köpfige Demos sich nicht immer zu beherrschen wusste, das wird nicht so gar wunderlich erscheinen, wenn

Diese heroische Epoche (denn so kann sie wohl mit Recht genannt werden) in der Geschichte des polnischen Volkes stellte Mickiewicz in seinem Gedichte dar. Das leidenschaftlich bewegte politische Leben, die fortwährenden Parteinungen und Streitigkeiten, die wunderliche Mischung von Eigensucht und Vaterlandsliebe, die heissblütige Kampflust und Aufopferungsfähigkeit dieses ritterlichen Mönnerschlages, aber auch sein treues Festhalten am Glauben der Väter, seine gutmütige Sinnesart, seine Sittenstrenge: alles dies zieht, in lebenskräftige Gestalten verkörpert, in mannigfaltigem Scenenwechsel an unseren Augen vorüber. Und zwar ist diese Epoche gerade im rechten Augenblicke in die Vergangenheit hinabgesunken, um ihre Auferstehung im Liede feiern zu können. Es hatten sich die Zeiten schon geändert, als Mickiewicz das Licht der Welt erblickte (1798); schon hatte Polen seine Unabhängigkeit durch die dritte und letzte Teilung (1794) gänzlich verloren: der Adel musste die bitteren Früchte seiner Zügellosigkeit einernnten, und zur Busse dafür, dass er keine Beschränkung seiner Willkür hatte leiden wollen, das schwere Joch fremder Despoten ertragen. Es war also der Dichter nicht mehr in den Anschauungen jener Periode befangen, er konnte sie von einem genug entfernten Gesichtspuncte aus betrachten, um sie im ganzen zu überschauen, um ihre Licht- und Schattenseiten zu unterscheiden; er stand ihr aber noch nahe genug, um sie zu begreifen, um ihre letzten Ausläufer noch durch Augenschein zu kennen, um keinen alzu grossen Abstand zwischen seiner und der Zeitgenossen Gesinnung und jener der Vorfahren wahrzunehmen. Er fühlte sich nicht unter fremden Leuten und Verhältnissen, wenn seine Phantasie ihm die Vorzeit zu neuem Leben erweckte, es dünkte ihm vielmehr, als schaute er in die eigene Jugend zurück; aber seinem hellern Bewusstsein erschien jetzt alles in seiner wahren Gestalt: das Törichte jenes bunten Treibens blieb ihm nicht verborgen, die Selbsttäuschung hatte sich als solche erwiesen, deshalb musste bei der Erzählung ein sanft ironisches Lächeln seine Lippen umspielen, wie die des Cervantes, als er die jugendliche Schwarmerei des

man bedenkt, dass diejenige demokratische Republik noch zu erwarten ist, welche nicht sich selbst zu Grunde richten wird. Bei alle dem aber ist es nicht zu verkennen, dass Polen seine schwere geschichtliche Misson, eine Vormauer Europa's gegen die asiatische Barbarei zu bilden, getreulich erfüllt hat und noch jetzt erfüllt.

Rittertums in das Licht des nüchternen Verstandes stellte. Es überwiegt sogar in dem Gedichte das komische Element, wiewohl auch das tragische genugsam vertreten ist, und der Grund dieser Eigentümlichkeit liegt im Gegenstande selbst; denn die Handlung bezieht sich zwar auf ein grosses welthistorisches Ereigniss, aber eigentlich wird nicht dieses Ereigniss erzählt, sondern was der Dichter uns sehen lässt, ist mehr ein Sittenbild, eine Schilderung friedlicher, alltäglicher Zustände des Lebens.

Die Zeit, in welcher die Handlung spielt, versetzte die Gemüther der Polen in eine fieberhafte Aufregung. Der Augenblick schien heranzurücken, in welchem sie das Joch der Fremdherrschaft abschütteln sollten. Der Stern Napoleons erglänzte immer heller, unaufhaltsam durchmass er seine siegreiche Laufbahn, und alles, was ihm in den Weg trat, zermalnten die ehernen Räder seines Triumfwagens. Und seine Feinde waren die Bedrücker Polens: er schien eine Geissel Gottes zu sein, herabgesandt zu ihrer Vernichtung und zur Erlösung der Geknechteten; er stand an der Spitze der Nation, zu welcher die Polen sich immer hingezogen fühlten. Mit Begeisterung also schlossen sie sich seinen Fahnen an, opferten sie Gut und Blut für seinen Ruhm; die Blüte der Jugend verliess das Land und scharte sich in den sogenannten polnischen Legionen zusammen, welche in Italien und Spanien, sogar auf Saint Domingo mit den Negern, schwere Kämpfe jahrelang bestanden, von der Hoffnung beseelt, doch einmal in die Heimat zurückzukehren und ihr die Freiheit zu bringen. Die zu Hause blieben, verfolgten mit Spannung den Lauf der Ereignisse und griffen begierig die spärlich eintreffenden Nachrichten auf: zuweilen war es ein bettelnder Krüppel (hier nehmen wir schon die Darstellung des Dichters auf, weil es ein echt epischer Zug ist, dass die Neuigkeiten nicht durch Telegramme und Zeitungen, sondern in ganz primitiver Weise gebracht werden,) der für's Almosen dankend, bedächtig im Hause sich umsah, und wenn er nirgends russische Röcke erspähte, da gestand er vom Schlachtfeld zu kommen, um Ruhe zu finden in der heimischen Erde; da drängten sich alle im Hause, Herren und Diener zu ihm, umarmten ihn weinend und horchten dann seiner seltsam klingenden Erzählung zu von den Waffentaten der Brüder und von jenem grossen Manne, welcher schon bei Lebzeiten von der Volkssage zu einer mythischen Person gemacht und mit Zauberkräften ausgestattet war.

Diese tief ernste Saite des patriotischen Gefühls erklingt, bald stärker, bald schwächer an vielen Stellen der Composition und bringt unter die alltäglichen Zustände und persönlichen Angelegenheiten die Erinnerung an das hohe allgemeine Interesse, an das Schicksal der Nation; öfters schweift unsere Phantasie über die geschilderten Vorgänge hinaus, um sich die im Hintergrunde vorbeiziehenden Armeen, die blutigen Völkerschlachten vorzustellen, aber auch die Individuen, deren Gedanken sie folgte, behalten eine solche Anziehungskraft für sie, dass sie mit Wohlgefallen zu ihnen zurückkehrt. Und doch sind es grösstenteils nur Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, welche sich im Vordergrunde abspielen und meistens keine imponirenden Charactere, welche darin auftreten.

Unter den grünen Wiesen, welche sich am blauen Niemen ¹⁾ hinziehen, unter den mannigfaltig gefärbten Feldern, erglänzen weithin auf einem Hügel, von hohen Pappeln beschattet, die weissen Wände des Hauses, welches der Gutsherr im Dorfe Soplicow, der Herr Richter ²⁾ Soplica bewohnt. Eben ist Thaddäus, der Neffe des Richters, ein hübscher hoch gewachsener Jüngling, nach Beendigung seiner Studien in das Haus, wo er seine Kindheit verlebt hatte, zurückgekehrt und eilt durch die leeren Zimmer, deren Bewohner ausgegangen sind, um jedes Gerät wieder zu begrüssen. Da hängen noch die Bilder aus der letzten Geschichte des Landes und die alte Uhr spielt ihm das wohlbekannte, herzerhebende Legionenlied. Doch mit Erstaunen bemerkt er die Veränderung im Zimmer, welches er einst bewohnt: offenbar ist jetzt eine Frau hier eingezogen, das weisse Kleid auf dem Stuhle, die Blumen, die liebliche Unordnung, alles deutet darauf hin. Aus dem Fenster heraus sieht er an der Planke ein Mädchen im

¹⁾ In Lithauen; dieses Land war seit der Vermählung des Herzogs Jagiello mit Hedwig im J. 1386 mit Polen vereinigt, die Lubliner Union (1569) bekräftigte das Bündniss; der ganze Adel polonisirte sich, das gemeine Volk bewahrte zwar seine Sprache, aber es hegte keine Abneigung gegen die polnischen Mitbürger; Lithauen war das geliebte Geburtsland des Dichters, und eben sein Heimweh bewog ihn, im vorliegenden Werke es zu schildern.

²⁾ Diese Würde ist wohl zu unterscheiden von der heutzutage so benannten; in Polen war die Rechtspflege Männern anvertraut, welche von ihren Mitbürgern dazu gewählt wurden, es waren keine von der Regierung abhängigen Beamten. Diese Einrichtung bestand auch unter der russischen Herrschaft durch längere Zeit, aber mit mannigfacher Beschränkung.

weissen Morgenkleid und ehe er sich dessen versah, fällt es in das Zimmer herein „schnell, leicht und still wie Mondesschein“. Bange schreit es auf beim Anblicke des Jünglings, welcher aber verwirrt und schamhaft die Augen schliesst und bedeckt: ehe er sich entfernen kann, ist sie nicht mehr da. Er hat sie nicht einmal genau gesehen, aber ahnungsvoll pocht ihm das Herz und eine nie gefühlte Sehnsucht ergreift ihn. —

Eine zahlreiche Gesellschaft ist im gastlichen Hause des Richters versammelt, welche eben beim Sonnenuntergang von einem Spaziergange zurückkehrt und sich zum Abendmahle setzt. Neben Thaddäus bleibt ein leerer Platz, auf welchen er jene wunderbare Erscheinung herbeiwünscht, ohne den Kreis der anwesenden schönen Fräulein zu beachten, ohne seine Nachbarin, die Tochter des höchsten Würdenträgers im Umkreise, des Herrn Kämmerers ¹⁾ zu unterhalten und zu bedienen. Der Vater tut es selbst, mit einer anspielenden Bemerkung, welche den Richter veranlasst mit einem strengen Seitenblicke auf den Neffen eine allgemeine Betrachtung über die gegenwärtige Erziehung der Jugend und die früheren besseren Zeiten anzustellen. Jetzt werde die Jugend in die Schulen der Hauptstadt hingeschickt, wo sie wohl mehr wissenschaftliche Kenntnisse erwerbe, nicht aber die Kunst, mit den Menschen zu verkehren, während sie früher auf den Höfen grosser Herren Lebensart zu lernen pflegte: da schätzte man die Leute nach ihren Sitten und jeder musste sich streng bewachen; heute nimmt man jeden, ohne zu fragen, auf, wenn er nur kein Spion der Regierung und nicht zerlumpt ist; so fordert man auch keine rechte, auf einem sittlichen Grunde beruhende Artigkeit, sondern nur ganz wesenlose Umgangsformen. Darauf bemerkt der Kämmerer, es sei vor einiger Zeit noch schlimmer gewesen, da die französische Mode sich Eingang verschaffte, da eine Horde von abgelebten Jünglingen, mit fremden Zeitungen versehen, über neue Religionen, Gesetze und Kleider näselnd predigte; man ahmte ihnen nach, es war ein törichter Maskenball, auf den die lange Fastenzeit folgte: die Sklaverei; jetzt aber fahre die Jugend nicht

¹⁾ Auch bei dieser Würde darf man nicht an die heutigen Hofkämmerer denken. Es waren Abgesandte des Königs, welche die Grenzstreitigkeiten entscheiden sollten, aber auch beim Hofe und unter dem Adel eine einflussreiche Stellung einnahmen. Unter der russischen Regierung verlor dieses Amt seine frühere Bedeutung.

mehr in's Ausland, um sich neue Kleider und die so genannte Aufklärung zu holen, denn Napoleon lasse Niemanden die Zeit vergeuden durch Modesachen und nutzloses Gerede. — In diesem Gespräche hört der Leser eine lebhaftc Schilderung (von der wir natürlich nur ein Skelett geben konnten) der Hauptmomente der Culturgeschichte Polens: jener Epoche der strengen Sittlichkeit und würdig ernster Lebensformen, dann des französischen Einflusses, welcher um die Mitte des 18-ten Jahrhdts herrschend wurde, endlich der letzten Zeit, da die Nation nur an ihre Befreiung dachte. —

Weil er auf Napoleon zu sprechen kommt, wendet sich der Kämmerer an einen der Anwesenden, den Bernhardiner Wurm (wie wir später sehen werden, war es ein Pseudonym, welches er zum Ausdrucke seiner demütigen Gesinnung angenommen hatte) mit der Frage, ob er keine Nachrichten vom Kriege habe, da es bekannt ist, dass er für die Sache des Vaterlandes lebhaft agitirt und zahlreiche Verbindungen mit dem Auslande hat. Doch will er jetzt darüber nicht sprechen, weil auch der russische Kapitän Rykow bei der Tafel sitzt; dieser repräsentirt im Gedichte den biedereren Teil des Volkes, mit welchem Polen seit Jahrhunderten den Kampf führt für seine Existenz und zugleich für die Cultur Europa's; er ist ein treuer Sklave seines Herrn, des Caren, für welchen das gemeine Volk eine fast kindliche Liebe hegt, er ist eine ehrliche Haut und möchte gewiss aus freiem Antrieb Niemanden unterdrücken, aber der Car befiehlt, die Polen zu bekriegen und Rykow kennt seine Soldatenpflicht, er weiss, dass der Russe keinen eigenen Willen haben darf. Später lernen wir auch ein durchaus schlechtes Mitglied jenes Volkes kennen und so wird der freiheitsliebenden und culturell bedeutend entwickelten polnischen Nation eine andere entgegengestellt, welche noch ganz ungebildet ist und einem willkürlich herrschenden „Vater“ blindlings gehorcht. Dieser Contrast steigert nur die Sympathie des Lesers für das Volk, dessen Character hier hauptsächlich entwickelt wird. —

Schon haben wir bei diesen ernsten Gesprächen an den über jene Begegnung und den leeren Platz neben ihm sinnenden Thaddäus beinahe vergessen, da erscheint eine schöne, geschmackvoll gekleidete Dame, die er zur Nachbarin bekommt; er glaubt in ihr jenes liebliche Geschöpf wieder zu erkennen, wiewohl der Wuchs ihm höher scheint und das Haar andersfärbig, weil rabenschwarz, während er bei jener hell blondes gesehen hat, aber es war wohl

von der untergehenden Sonne vergoldet; die schwarzen Augen, den weissen Teint, die kirschroten Lippen hat er wohl bei jener nicht bemerkt, weil er sie überhaupt nicht genau sah, aber hinzugedacht; diese scheint auch älter und zwar eine schon gereifte Frau zu sein, doch „nach der Schönheit Taufschein fragt die Jugend nicht.“ — Auch sie wendet bald ihre Aufmerksamkeit auf ihn und fängt selbst ein Gespräch an, in welchem sie sich an Bildung und Weltkenntniss ihm weit überlegen zeigt, denn er hatte immer, wie alle Soplica's, grössere Lust gefühlt zu dem Soldatenstande, als zu den Wissenschaften; doch da sie seine Verlegenheit gewahrt, bringt sie minder schwierige Dinge zur Sprache; in einer halben Stunde stehen sie schon mit einander auf vertraulichem Fusse. Doch erleidet ihre Unterhaltung eine plötzliche Störung, weil der heftige Streit, welcher am anderen Ende des Tisches über die Vorzüge zweier Windhunde zwischen den Eigentümern und deren Anhängern entstanden war, bis zu ihnen sich fortpflanzt und sie durch den Uebereifer eines der Herren in's Mitleid zieht. Dieser Streit, welcher ungemein reich ist an komischen Momenten, zieht sich als ein untergeordneter, aber doch nötiger Faden durch das ganze Gedicht hin, dient öfters, wie hier, zur geschickten Unterbrechung einer Scene, bringt Abwechslung und bildet einen trefflichen Gegensatz zu den ernsteren und würdigeren Bestrebungen anderer. Hier vermittelt er den Uebergang zum Thema der Jagd, welche eine der liebsten Beschäftigungen des Adels war, besonders in Lithauen, wo grosse Wälder reichliche Gelegenheit dazu boten. Sobald aber die Hasenjagd zur Sprache kommt, erinnert sich einer der Greise mit Wehmut an die alte Zeit, da nur die Raubtiere für edles Wild galten, und höchstens Knaben oder Bediente einem Hasen nachsetzen mochten. So wird überall auf das mehr poetische Leben einer untergehenden Periode hingewiesen, welche noch in einigen markigen Gestalten, den letzten ihres Geschlechtes, der neuen Zeit sich entgegenstellt, aber schon sichtlich in die Vergangenheit versinkt.

Mit einem Hinblick auf die Napoleonischen Kriege und die Hoffnungen der Nation endigt das erste Buch, in welchem die Anfänge mehrerer Fäden kunstvoll verflochten sind, wobei es schon erkennbar ist, dass hier nicht eine einzige Begebenheit erzählt wird, sondern ein volles Lebensbild in grossen Zügen angelegt ist, dass die Liebesgeschichte des Thaddäus nur einen Teil des Ganzen ausmachen, aber eben das Leitmotiv der Composition,

oder die Achse der Handlung bilden wird. Dieses Buch lässt sich wohl mit einer *Ouverture* vergleichen, in welcher alle Hauptmotive der Oper erklingen, aber noch unentwickelt, noch gleichsam im Keime. — Es wird daselbst auch ein Process erwähnt, welcher in der Folge von der grössten Bedeutung für die Fabel ist und dessen Object ein altes, halb verfallenes Schloss bildet. Am Morgen des zweiten Tages kommt vor dasselbe geritten der junge Graf, welcher es eben zu besitzen wünscht. Es ist dies ein Mann, welcher sich das Leben durch die Macht der Phantasie verschönern will, mit Vorliebe das Ungemeine, das Abenteuerliche sucht, in möglichst interessante Lagen sich zu versetzen und sich zum Helden mancher romantischen Geschichten zu machen strebt. Seine schwärmerische Denkweise erinnert an Don Quijote (obwohl keine eigentliche Nachahmung bemerkbar ist), so wie auch das öftere komische Zusammenstossen seiner wunderlichen Anschauungen mit denen nüchterner Leute. — Vor dem Schlosse trifft er den alten Schliesser Gervasius, und auf dessen Einladung betritt er die inneren Räume und jener schildert ihm lebhaft manche Scenen aus der Vergangenheit und das rege Leben, welches einst in dem Schlosse herrschte, endlich die Ermordung seines teuren Herrn durch Hyacinth Soplica, den Bruder des Richters. Der Mörder hat sich geflüchtet, aber Gervasius hat der ganzen Familie Rache geschworen; zwei von den Soplica's tödtete er im Duell, drei in anderen Kämpfen, nur der Richter war ihm bis jetzt nicht unter das Schwert gekommen. Und er sollte das Schloss einem Soplica überlassen? — so lange er noch Einen Finger bewegen kann, wird es nicht geschehen! — Er fordert den Grafen auf, keinen Vergleich mit dem Richter einzugehen und nicht zu vergessen, dass er auch ein Verwandter des Ermordeten, wenn auch in entferntem Grade, ist. Der Graf ist hoch erfreut über die Enthüllung, dass auch seine Familiengeschichte einen so tragischen Vorfall aufweist und dass er jetzt den Verwandten des Mörders bittere Feindschaft schwören muss, und er bedauert nur, dass der Richter keine Frau oder Tochter hat, welche er lieben könnte, was eine neue Verwicklung in dem Romane verursachen würde. — Die Erzählung aber des Schliessers bringt eine furchthar erschütternde Begebenheit in den Bereich des Gedichtes, einen Mord: mitten unter dem fröhlichen Leben in Soplicow werden wir öfters an das Grässliche erinnert, das hier geschehen ist, und wiewohl der Verbrecher erst gegen das Ende sich uns

entdeckt, so wissen wir doch, dass er noch lebt und über die Zukunft seines Sohnes, des Thaddäus entscheidet, und wir beginnen ihn bald mit steigender Sicherheit in der am meisten hervorragenden Gestalt des Gedichtes, im Pater Wurm, zu vermuten. Von nun an glauben wir in der Composition zwei gegensätzlich wirkende Melodien zu vernehmen: die eine klingt so heiter, wie das helle Lachen der Unschuld, die andere ertönt von Zeit zu Zeit dazwischen, dumpf und schaudererregend. —

Es gelingt wider alle Erwartung dem Grafen, im Hause des Richters ein Wesen zu finden, welches ihm Liebe einflösst: es ist dieselbe Dame, für deren Reize auch Thaddäus sich sehr empfänglich zeigt, die Schwester des Richters; ihre Sinnesart erscheint ihm so poetisch, so über das einfach — Natürliche erhaben, dass er bereit ist, ihre Farben zu tragen, ohne übrigens an das prosaische Heiraten zu denken. Freilich ist es ein Irrtum, wenn er eine wahlverwandte Seele in ihr zu finden glaubt; sie mag gern im Reich der Phantasie mit ihm ein wenig schwärmen, aber ihr eigentlicher Zweck ist praktisch genug; sie hält beide fest, den Grafen und Thaddäus, den unerfahrenen Jüngling, um sicherer zu sein für den Fall, wenn einer untreu werden sollte. Und nur zu bald erweist sich ihre Besorgniss als wohl begründet: denn als Thaddäus jenes liebliche blonde Kind zum zweiten Male sieht, und seinen Irrtum gewahrt, da wendet sich in einem Augenblick sein Herz von der schon überreifen und künstlich sich verschönernden Dame ab und dem gradsinrigen, noch unverbildeten Mädchen zu. Doch glaubt er nun in eine bittere Collision geraten zu sein zwischen seiner Verpflichtung gegen jene und der Stimme des Herzens. Zugleich aber entsteht eine allgemeine Verwicklung in der Handlung des Gedichtes und zwar dadurch, dass bei einem Gastmahl, an welchem sich ausser vielen anderen auch der Graf beteiligt, in Folge der Dazwischenkunft des Schliessers Gervasius ein heftiger Kampf zwischen ihm und dem Grafen einerseits und der Partei des Richters entbrennt; wohl geht es ohne Verlust an Menschen ab, denn die Rachsucht des Alten welche bei ihm zu einer fixen Idee geworden ist, musste unschädlich sein, wenn sie nicht einen alzu schmerzlichen Eindruck machen sollte, doch jetzt beschliessen die beiden erbitterten Feinde der Soplica's, das Streitobject ihres Processes mit dem Richter, zugleich aber allen Grund und Boden, welcher einst dem ermordeten Truchsess Horeschko gehört hatte, mit Gewalt zu erobern

und zu diesem Zwecke die adeligen Bewohner des Dorfes Dobrzyn ¹⁾ zu einem Einritt ²⁾ in Soplicow zu bewegen. Nun entrollt uns der Dichter ein vortreffliches Bild jenes eigenartigen politischen Treibens, wie es seit dem Ende des 16-ten Jahrhds in der polnischen Republik vor sich zu gehen pflegte.

Die Adeligen von Dobrzyn (welche ihrem geringen Besitztum gemäss nur freie Bauern heissen sollten, jedoch ihrer Abkunft und der alten Tradition von der Würde des Edelmanns immer eingedenk sind) haben sich bei ihrem allgemein verehrten Oberhaupte, dem alten Mathias, zu einer Beratung versammelt, die mit folgender Rede anfängt: ³⁾

¹⁾ Das „rz“ ist auszusprechen, wie das französische: j; das „y“ klingt ähnlich, wie das griechische Ypsilon, doch etwas tiefer.

²⁾ So nenne ich jenen Brauch, welcher schon oben (S. 50) erwähnt wurde, und darauf beruhte, dass nach der Entscheidung eines Processes durch das Gericht, die Verwandten und Freunde desjenigen, welchem die strittigen Güter zuerkannt wurden, dieselben mit Gewalt in Besitz zu nehmen pflegten. Freilich bezeichnet das deutsche Wort „Einritt“ (oder „Einlager“) einen anderen alten Rechtsbrauch, kraft dessen derjenige, welcher sich zu etwas verpflichtet hatte, mit seiner Mannschaft an einem bestimmten Orte einrücken und dort zur Bürgschaft bleiben musste; — doch scheint mir dieser Ausdruck auch für den in Rede stehenden Usus sich zu eignen.

³⁾ Ich habe die Uebersetzung in der bekannten sechsfüssigen vorwiegend jambischen und gereimten Versart vollzogen, welche eine regelmässiger Modification des Nibelungenverses ist; den Hexameter wählte ich aus dem Grunde nicht, weil nach meiner Ansicht die nothwendige Bedingung dieses Metrums die Quantität ist und dieselbe durch keine prosodischen Regeln sich schaffen lässt (vgl. Hegel, Aesth. III, 316 und S. 315: „Goethen dagegen war es nicht geheuer bei seinen antiken Silbenmassen und er fragte nicht mit Unrecht:

Stehn uns diese langen Falten
Zu Gesichte, wie den Alten?“

Vgl. auch Vischer (Aesth. §. 860, Anm. 2): „Unsere Poesie.... hat unendlich dadurch gewonnen, dass wir die antiken Masse nachbilden können und oft nachbilden; aber es bleibt doch eine Maske, ein fremdes Kleid.“ — Dass übrigens der Nibelungenvers vermöge seiner sechs Hebungen dem Hexameter nahe kommt, hat Carriere richtig bemerkt (a. a. O. S. 166). Ich glaube nicht, dass der Jambus, welcher der deutschen Sprache so angemessen ist, sich mit dem ruhigen Gang des Epos nicht vertrage. Die angewandte Versart hat einen leichten, aber auch würdigen Gang, zerfällt, gleich dem Hexameter durch die Cäsur nach dem dritten Fusse in zwei Hälften und lässt sich frei genug behandeln, um nicht durch Monotonie zu ermüden; überdiess steht sie dem Metrum unseres Originals sehr nahe. — Freilich bemerkt Hamerling in seinem „König von Sion“, für das Epos passe nur der Hexameter, aber eben die

Jetzt sprach Bartholomäus würdig und gemessen;
 Den hiess man, weil er öfters Getreide fuhr auf Flössen ¹⁾
 Nach Königsberg: „den Preussen,“ aber nur zum Spass,
 Denn Niemand hegte gegen die Preussen grössern Hass,
 Wiewohl er gern von ihnen sprach. Nicht mehr jung an Jahren
 Ein Mann, der in der Welt viel umhergefahren,
 Ein fleiss'ger Zeitungsleser, mit Politik bekannt,
 Vermocht' er wohl im Landtag zu raten mit Verstand.
 Er schloss nun so: „Es ist die Hilfe wahrlich gross,
 Die wir erwarten können; für mich ist der Franzos
 Im Kriege so verlässlich, wie vier As im Spiel:
 So tapferer Nationen gibt es wohl nicht viel,
 Und seit Kościuszko's ²⁾ Zeiten hat noch nicht die Welt
 Ein solches Kriegsgenie gesehen, wie der Held
 Buonaparte. Merkt nun auf: als die Franzosen
 Die Warte überschritten, befand ich mich in Posen;
 Es war im Jahre tausend achthundert sechs; ich sandte
 Nach Danzig Korn, besuchte aber auch Verwandte.
 Mit Herrn Grabowski also, der jetzt ein Regiment befiehlt
 In Frankreich, haben wir gejagt auf kleines Wild.
 Dort herrschte damals Friede, wie bei uns heutzutage.
 Da dringt ins Land von einer grossen Schlacht die Sage;

seinigen könnten uns leicht die ganze Versart verleiden. — Auch der Reim ist m. E. für die neuere Poesie notwendig, vgl. Hegel a. a. O. S. 317: „Die vorwaltende Unterscheidung der Längen und Kürzen durch den Wortaccent ist nicht durchweg ein genugsam materielles Prinzip, und beschäftigt das Ohr von der sinnlichen Seite her nicht überall in dem Masse, dass es nicht bei dem Ueberwiegen der geistigen Seite der Poesie nötig würde, das Klingen und Wiederklingen von Sylben und Wörtern als Ergänzung herbeizurufen.“ Mit vollem Recht nennt Vischer (§. 860 Anm. 3) den Reim einen Ersatz für den Verlust der strengen Gesetzmässigkeit des metrisch Rythmischen und vergleicht ihn mit dem symmetrischen Gegenüber der gothischen Ornamente, mit der Farbe in der Malerei, und der Harmonie in der Musik. (Vgl. Faust II, 3-ter Act.)

¹⁾ Unter diesem Namen, welcher bekanntlich mancherlei Fahrzeuge bezeichnet, sind kleine Flussschiffe zu verstehen.

²⁾ Kościuszko (das: ś und: ci, sind weiche Consonanten, die sich durch keine deutschen Laute nachahmen lassen, das: sz ist wie: sch auszusprechen) kämpfte in dem amerikanischen Freiheitskriege und 1794 in Polen; es ist für den polnischen Edelmann charakteristisch, dass er nicht auf berühmtere Männer, wie Caesar oder Hannibal, zurückgreift, sondern auf den geliebten nationalen Helden.

Zu uns kam ein Courier gesprengt vom Herrn Todwena,
 Grabowski las den Brief und rief aus: „Jena! Jena!
 Auf's Haupt schlug er die Preussen, unser ist der Sieg!“
 Ich fiel gleich auf die Kniee, und erhob den Blick
 Zum Himmel dankend. — Wir fahren in die Stadt zurück,
 Wie im Geschäft, als ob wir nichts erfahren hätten;
 Da sehn wir nun den Schwarm von Land- und Hofes-räten,
 Und Commissären, andre Kerle ihresgleichen,
 Wie tief sich alle vor uns beugen und erbleichen
 Und zittern, wie das Insekt, das preussisch wird genannt,¹⁾
 Wenn man's mit heissem Gusse plötzlich hat verbrannt.
 Wir fragen ganz bescheiden, wiewohl das Herz uns lacht,
 Was neues wohl verlaute von der Jena — schlacht?
 Da fasst sie Angst, sie staunen, dass von der Niederlage
 Wir schon erfahren; sie erheben laute Klage
 Und laufen fort nach Hause, um gleich es zu verlassen.
 Da gab es ein Getümmel! da waren alle Strassen
 Von Fliehenden bedeckt; gleich Ameisenscharen
 Die Deutschen kriechen fort, und hundert Wagen fahren,
 Und Männer schleppen sich und Weiber mit Geräten,
 Mit Pfeifen, Kaffeekannen, Kisten, Schachteln, Betten.
 Wir aber sammeln uns und halten heimlich Rat, —
 Heissa! zu Pferd! — zu stören der Deutschen Retirad';
 Nun frisch die Land- und Hofrät' gedroschen ohne Rast!
 Die Herren Offiziere am langen Zopf gefasst!
 In einer Woch' war Posen von den Preussen frei,
 Du hättest keinen Deutschen gekriegt zur Arznei!
 Wenn wir nun so gewandt und rasch zu Werke schreiten,
 Wir könnten jetzt den Russen ein solches Bad bereiten.
 Was meinst du, lieber Mathias? — Wenn die Russen streiten
 Mit Bonaparte, wird er ganz gewiss nicht spassen!
 Ein solcher Held! und zahllos sind seine Heeres-massen!
 Sag'an! was meinst du, Mathias, unser teurer Vater?“
 Er schliesst. Und alle warten, was des Dorfs Berater,
 Was Mathias sagen wird. Doch der entgegnet nicht,
 Und tief gesenkt zum Boden hält er das Gesicht,
 Nur sieht man mit der Hand ihn auf die Hüfte schlagen,
 Als sucht' er seinen Säbel; (keinen mocht'er tragen

¹⁾ Es ist die sog. deutsche Schabe (*blatta germanica*).

Seit Polens Teilung; doch, wie er sich's angewöhnte,
 Bewegte sich ihm immer, wenn Russland man erwähnte,
 Der Hüfte zu die Hand, die nach dem Schwert sich sehnte).
 Schon hebt den Kopf er, alle lauschen schweigend hin.
 Doch täuscht er die Erwartung, seine Brauen ziehn
 Zusammen sich, er senkt das Haupt mit düsterm Sinn.
 Er redet endlich, jedes Wort wird ausgedrückt
 Gewichtig und dabei das Haupt zum Takte nickt:
 „Stille! woher die Nachricht? wer hat sie euch geschickt?
 Wer führt jetzt die Franzosen? wo stehen sie zur Stunde?
 Begann der Krieg mit Russland? und aus welchem Grunde?
 In welcher Richtung ziehn sie? wieviel mag wohl betragen
 Die Reiterei? das Fussvolk? — Wer es weiss, soll's sagen.“
 Da schweigt die Schar und sieht sich fragend an im Kreise.
 „Zu warten“ sprach der Preusse „glaub' ich, ware weise
 Auf Wurm, den Bernhardiner; der trug die Kund' in's Land;
 Indessen werden Spione zur Grenze hingsandt,
 Und der Bezirk mag sich im Stillen vorbereiten;
 Die Sache wäre aber behutsam so zu leiten,
 Damit der Russ' den Plan nicht merke vor dem Streite.“

„Ha! warten! warum warten?“ rief Mathias der Zweite,
 Der unter'm Namen Sprenger ¹⁾ im Lande war bekannt
 Von seiner grossen Keule, die Sprengwedel er benannt.
 Er hatte sie jetzt mit. Er hängte auf den Knauf
 Die beiden Hände, stützte auch das Kinn darauf,
 Und in der Stellung schrie er: „Ja, warten! ja, verziehn!
 Und Landtag halten! Hem! trem! brem! und endlich fliehn.
 Ich war in Preussen nicht; für mich will wenig heissen
 Die Königsberger Klugheit, — die ist gut für Preussen.
 Ich halte lieber mich an Edelmanns — Verstand.
 Das weiss ich, wenn du schlagen willst, so nimm zur Hand
 Den Wedel, und wenn sterben, ruf den Priester dir!
 Ich leb' und schlag'! — Was Bernhardiner? Sind Kinder hier?

¹⁾ Alle in dem Dorfe tragen solche Beinamen, weil sie keine anderen Eigennamen haben, als „Mathias“ oder „Bartholomäus“ und mit dem Zunamen „von Dobrzyn“ (Dobrzyński) heissen; man wird bemerken, welche individualisirende Kraft in diesen Beinamen liegt.

Was will mir Wurm? — Wir selbst wollen Würmer sein
 Und Russland frisch zernagen! — Wozu die Spionerei'n?
 Und wisst ihr, was das heisst? — Dass ihr ein Memmenbund
 Und marklos seid? — Ha, Brüder! Spüren soll der Hund,
 Der Bernhardiner mag in seinem Kloster sitzen,
 Ich aber will mit diesem Wedel spritzen, spritzen,
 Spritzen und Basta!“ — Die Keule streichelt er dabei,
 Und: „spritzen! spritzen!“ fällt die Schar in seinen Schrei.

Des Sprengers Meinung traten ohne Zaudern bei
 Bartholomäus, welchen der Name „Bartstahl“ zierte,
 Vom dünnen Säbel, den er mit Gewandtheit führte,
 Und Mathias, genannt: „der Kannenschütz“, mit Grund,
 Denn seine Büchse hatte so geräum'gen Mund:
 Ein Dutzend Kugeln floss, wie aus'ner Kanne hervor;
 „Vivat der Sprenger! hoch!“ riefen Beid' im Chor.
 Der Preusse wollte sprechen, doch Lärm und Lachen hemmen
 Das Wort ihm „fort!“ schrie man „fort die Preussenmemmen!
 Wer feige ist, der mag des Mönches Kutte nehmen!“

Da hatte Mathias langsam das graue Haupt erhoben,
 Und es begann sich bald zu legen jenes Toben.
 Er sprach: „Wurm's spottet nicht! der Pfaffe ist vertrackt:
 Dies Würmchen hat wohl gröss're Nüss' als ihr zerknackt;
 Nur einmal sah ich ihn, und auf den ersten Blick
 Erkannte ich das Vöglein; er wandte sich zurück
 Aus Furcht, dass ich die Beichte möchte ab ihm fragen.
 Was kümmert's mich? es wäre viel davon zu sagen!
 Er wird hieher nicht kommen, und mit gutem Grunde;
 Wenn er verbreitet hat diese ganze Kunde,
 Wer weiss, zu welchem Zwecke er es tat: denn es ist
 Ein Teufelspfäfflein! — Wenn ihr nichts andres wisst,
 Als diese Nachricht, — was hat euch hieher gebracht?
 Was wollt ihr also?“ — „Den Krieg!“ erscholl's mit Macht.
 „Mit wem?“ — „Mit Russland! — Heissa auf die Moskowiten!“

Der Preusse hört nicht auf um das Wort zu bitten,
 Und immer höher stieg seiner Stimme Klang,
 Der dünn und gellend war, bis endlich ihm gelang
 Gehör sich zu verschaffen. „Ich schlag' mich auch mit Lust“

Rief er und seine Rechte pochte an die Brust,
 „Auch ohne einen Wedel hab' ich vor kurzer Zeit
 Vier Preussen mit dem Ruder tüchtig eingeweicht,
 Die wollten mich, betrunken, in die Pregel drängen.“
 „Recht so, mein Bruder!“ rief der Wedler „sprengen! sprengen!“
 „Jedoch um Christi willen“ zog jener fort die Rede,
 „Man muss doch früher wissen, gegen wen die Fehde?
 Aus welchem Grund? — Die Welt muss unsern Zweck verstehen!
 Wie soll das Volk, meint ihr, mit uns zusammengehen,
 Wohin soll's gehn, wenn wir nicht wissen selbst, wohin?
 Geehrte Herren! Brüder! — Es braucht verständ'gen Sinn
 Und Ordnung diese Sache! — Sollen Krieg wir führen,
 So schlag' ich vor, dass wir uns conföderiren, ¹⁾
 Lasst uns den Ort bedenken und den Marschall creiren!
 So machten wir's in Posen; wir sehn die Retirad'
 Der Deutschen, und was tun wir? wir halten heimlich Rat,
 Den Adel waffnen wir und das Landvolk schnell,
 Erwarten von Dąbrowski, gerüstet, den Befehl,
 Zuletzt, halloh zu Pferd! und fertig stand das Heer!“

„Ich bitte um das Wort“ rief jetzt Herr Commissär
 Von Kleck, ein hübscher Jüngling, der deutsches trug Gewand,
 Und Buchmann hiess, jedoch geboren in dem Land
 Und Pole war; ob er zu dem Adelstand
 Gehörte, das war nicht mit Sicherheit bekannt,
 Doch forschte man nicht nach; man sah Buchmann gern
 Und schätzte ihn, denn er diente einem grossen Herrn,
 War Patriot, gelehrt auch; er hatte einstudirt
 Aus fremden Büchern, wie man Landwirtschaft wohl führt,
 Und wusste ordentlich die Güter zu verwalten,
 Auch kluge Reden über Politik zu halten;
 Er schrieb recht schön, den Ausdruck vermocht' er wohl zu zieren,
 Also schwieg alles, da er begann zu rasoniren. ²⁾

¹⁾ So hiess die Bildung einer politischen Partei.

²⁾ Buchmann repräsentirt jenen geringen Teil der polnischen Nation, welcher die Lehren und Tendenzen der sogen. Aufklärungsperiode des 18ten Jahrhdts im Lande einzubürgern bestrebt war. Er trägt die Lehre Rousseau's vor, aber nach deutscher Art in ein philosophisches System gebracht. Sehr wirksam ist der Contrast zwischen seiner kalten Ueber-verständigkeit, welche,

„Ich bitt' ums Wort“ sagt er, räuspert sich wiederholt,
 Verbeugt sich und von den Lippen rinnt's wie klingend Gold:
 „Die Herrn Vorredner sind in ihren Aeusserungen
 In alle Hauptquästionen mit Geschick gedrungen;
 Es ist auch ihrer grossen Beredsamkeit gelungen,
 Auf einen höhern Standpunct die Discussion zu führen.
 Mir bleibt nur übrig, in einen Brennpunct zu concentriren
 Die vielen treffenden Urtheile und Ideen:
 Die Widersprüche hoff' ich so versöhnt zu sehen.
 Zwei Teile fand ich in der ganzen Discussion,
 Anknüpfen will ich nun an diese Division.
 Die erste Frage ist: weshalb wir uns erheben
 Und was für ein Gedanke soll uns vor Augen schweben?
 Die zweite trifft die Leitung, oder das Regiment
 Des Aufstandes; die Teilung ist ganz excellent,
 Nur kehre ich sie um: ich will des Regiment's
 Begriff zuerst erfassen, daraus dann die Tendenz
 Ableiten der Erhebung, ihr Wesen, ihren Geist.
 Was ist das Regiment nun? — Wenn mein Aug umkreist
 Der Weltgeschichte Lauf, was ist's, das sie mir weist?
 Ich seh' die wilde Menschheit, in Wäldern noch zerstreut,
 Sich sammeln, was dann jedem den Schutz von allen beut.
 Es wird erwogen nun das allgemeine Heil:
 Die erste Volksversammlung! — Von jedem wird ein Teil
 Der eig'nen Freiheit gern zu der Gesamtheit Frommen
 Geopfert: das Gesetz ist so zur Welt gekommen!
 Dies Ur-gesetz hat andre als ihr Quell entsandt.
 Wir sehn, dass durch Vertrag das Regiment entstand,
 Nicht durch den Willen Gottes, wie man irrtümlich sagt.
 Da nun das Regiment ruht auf dem Social-contract,
 Ist seine Teilung nur ein notwend'ger Folge-act“....

„Da sind auch die Contracte! Kiewer oder Mińskier? 1)“
 Sprach Mathias der Alte „Dabei auch die Babińskier

mit sich selbst zufrieden, die Forderungen des wirklichen Lebens gar nicht beachtet, und dem leidenschaftlich unklaren Streben des Adels.

1) In diesen Städten wurden in bestimmten Zeiten Pachtverträge und drgl. geschlossen; Mathias zieht durch sein vorgebliches Misverständniss die Ausführungen des Redners in's lächerliche.

Regierung? ¹⁾ — Herr Buchmann! Ob es Gottes Wille war,
 Oder des Teufels, dass uns unterjoch' der Car,
 Darüber führe ich mit Ihnen keinen Streit;
 Ein Mittel zeigen sie, dass uns vom Car befreit!“
 „Da steckt's!“ rief Sprenger „könnt' ich nur hinauf mich drängen,
 Zum Thron, und platsch! den Caren einmal nur besprengen,
 Er käme nicht zurück, nicht auf dem Kiewer Tract, ²⁾
 Noch dem von Mińsk, nach keinem Buchmann'schen Contract;
 Da würden ihm wohl nicht durch Gottes Kraft die Pfaffen,
 Noch auch durch Belzebub, das Leben wieder schaffen:
 Mein Mann ist nur, wer spritzt! — Herr Buchmann, sehr gescheidt
 Ist Ihre Red', doch Kling-klang ist die Beredsamkeit,
 Die Hauptsache bleibt: sprengen!“ — „So ist's!“ jetzt Bartstahl rief
 Mit schrillum Ton, indem er, die Hände reibend, lief
 Vom Wedler zu Mathias, wie das Weberschiff,
 Das hin und her ihm Stühle geworfen wird mit Eile,
 „Du Mathias mit der Ruthe ³⁾ und du mit der Keule,
 Nur einigt euch! zu Spänen wollen wir sie spellen!
 Unter Rütchens Commando wird sich Bartstahl stellen!“
 „Commando“ sprach der Wedler „ist gut auf der Parade,
 Kurz war das Commando in unserer Brigade
 Und bündig: schreck' den Feind, erschrick selbst nicht, —
 Schlag' und wehr' dich, — dringe vorwärts, haue dicht:
 Schieh, schach!“ — „Dies“ piepste Bartstahl „Reglement möcht'
 ich wohl leiden!
 Wozu da Acten ⁴⁾ schreiben? Wozu die Tint' vergeuden?
 Bedarf's der Conföderirung? — Darüber wollt ihr streiten?
 Marschall soll Mathias sein und Rütchen wird uns leiten
 Als Stab!“ — Der Wedler rief: „Der Kirchenhahn ⁵⁾ soll leben!“
 „Vivant die Sprenger!“ andre Stimmen sich erheben.

¹⁾ In dem Städtchen Babin wurde um die Mitte des 16-ten Jahrhdts zur Verhöhnung der königlichen Verwaltung eine Schein-regierung gebildet; Mathias will sagen, dass nur ein solches Regiment auf Contracten beruhen kann.

²⁾ Diesen lateinischen Ausdruck, welcher im polnischen öfters gebraucht wird in der Bedeutung: „Strasse“ habe ich des Wortspieles wegen angewandt.

³⁾ So wird der Säbel des alten Mathias genannt.

⁴⁾ Bei der Conföderirung unterzeichneten die Beitretenden ein gemeinsames Manifest.

⁵⁾ Diesen Beinamen erhielt Mathias, weil er in früheren Zeiten seine Parteistellung öfters gewechselt hatte, was aber nicht aus unlauteren Beweggründen geschah.

Doch Murren lässt sich hören in den letzten Reihen,
 Man sieht, es zeigen sich im Rate zwei Parteien.
 Herr Buchmann rief: „Ich stimme für die Eintracht nie!
 Dies mein System!“ — Und „Veto!“ jetzt ein andrer schrie;
 Die Winkel wiederholen's. Zuletzt gleich einer Tuba
 Erscholl die tiefe Stimme des Edelmanns Skołuba:
 „Was soll's, ihr Herrn von Dobrzyn, treibt ihr es da nicht schlecht?
 Wollt ihr denn uns ausschliessen von unserm guten Recht?
 Als man uns hat hieher zu kommen anempfohlen,
 (Es kam in's Dorf der Schliesser Haudegen uns zu holen),
 Da sollte es sich handeln von gar wicht'gen Dingen,
 Die nicht nur Dobrzyn, die uns alle angingen
 Im ganzen Kreis; auch Wurm hat so was gesprochen,
 Obwohl er stets inmitten den Satz hat abgebrochen
 Und dunkel sich ausdrückte; — kurz, wir sind gekommen,
 Und haben viele unsrer Nachbarn mitgenommen
 Ihr seid hier, meine Herrn von Dobrzyn, nicht allein,
 Aus andern Dörfern mögen wohl zweihundert sein;
 So raten wir nun alle. Bedarf's einen Marschall,
 Hat jeder von uns gleiche Stimme bei der Wahl.
 Es lebe die Gleichheit!“ — Also rief auch Terajewicz,
 Und zwei der Stupylkowski's und drei von den Mickiewicz's:
 „Vivat die Gleichheit!“ hinter Herrn Skołuba's Rücken.
 Doch Buchmann rief: „Verderben wird uns die Eintracht schicken!“
 Der Sprenger schrie: „Wir können uns helfen ohne euch,
 Es lebe unser Mathias, dem kein andrer gleich!
 Er führt den Stab!“ — „Wir bitten!“ so die von Dobrzyn schrei'n,
 Die Fremden aber rufen: „Wir willigen nicht ein!“
 Man sieht nun in zwei Haufen die Menge sich zerstückten,
 Und mit den Köpfen nach zwei Gegenseiten nicken,
 Die einen protestiren, die andern schrei'n: „wir bitten.“

Der alte Mathias nur sass schweigend in der Mitten,
 Und nur sein Haupt allein regt sich zu keinem Wink.
 Entgegen ihm stand Wedler, der mit den Händen hing
 An seiner Keul' und drehte den Kopf, der d'rauf gestützt,
 Dem Kürbiss gleich, der auf 'ner Stange aufgespitzt,
 Und schaukelte sich vorwärts und zurück, und rief
 In einem fort nur: „spritzen! spritzen!“ — Indessen lief

Der leicht bewegliche Bartstahl die Stub' entlang
 Stets hin und her vom Sprenger zu des Mathias Bank.
 Der Kannenschütz' durchschritt quer die Stube sachte
 Von Dobrzyn zu den Fremden, als ob er Frieden machte;
 Der eine rief: „barbieren!“ — der andere: „begiessen!“
 Der Alte schwieg, doch sichtlich begann's ihn zu verdriessen.

Schon währt' der Lärm wohl eine Viertelstunde lang,
 Als aus der Köpfe Mitte in die Höhe sprang
 Ein Pfeiler weithin glänzend überm Gewirr der Menge:
 Es war ein Schwert, handbreit und von Klafterlänge,
 Ein deutsches, von Nürnberger Stahle offenbar
 Geschmiedet; schweigend blickte darauf die ganze Schar.
 Wer hob die Wehr? — Man sah's nicht, doch erriet man's bald:
 „Das Federmesser ist's!“ vivat!“ der Ruf erschallt,
 „Vivat das Federmesser, Haudegens Edelstein!
 Haudegen der Schartige soll uns willkommen sein!“
 Als nun Gervasius (er war's) durch die Schar gedrungen
 Und mitten in der Stube das Schwert herumgeschwungen,
 Senkt er es vor Mathias, was seinen Gruss bezeugt,
 Und sagt: „Das Federmesser vorm Rütchen sich verneigt.
 Hört Brüder, Edle Dobrzyn's! Ich will nicht Rat erteilen,
 Ich sag' nur, warum ich euch gebeten, herzueilen.
 Entscheidet selbst dann, was und wie's ist zu vollbringen.
 Ihr wisst, es gehn Gerüchte von unerhörten Dingen,
 Die in der nächsten Zeit die Welt erblicken soll;
 Der Pater sprach davon, ihr wisst es alle wohl?“
 „Ja!“ riefen sie. — „Gut ist's; wenn nun einer klug“,
 Fuhr jener fort mit scharfem Blick „sind ihm genug
 Zwei Worte, — nicht wahr?“ — „Ja wohl“ antwortet man ihm wieder.
 Der Schliesser sprach: „Wenn dorthier zieht — merkt auf nun Brüder!
 Der Kaiser der Franzosen und hieher der Car,
 Da kommt es zwischen ihnen zum Kriege offenbar,
 Die Herrscher werden sich, wie's die Monarchen pflegen,
 Beim Schopfe fassen; sollen wir nicht auch uns regen?
 Wenn sich die Grossen würgen, so würgen wir die Kleinen!
 Wenn oben dann und unten jedermann den Seinen
 Zu hauen anfängt, so stürzt im Augenblick
 Die ganze Schelmenzunft, und die Republik
 Wird uns erblühen. Nicht wahr?“ — „Gewiss!“ gab man zurück,

„Er scheint aus einem Buche das zu recitiren.“

„Gewiss!“ sprach Wedler „sprengen und Basta!“ — „Zum Barbieren“
Sprach Bartstahl „stell’ ich mich stets.“ Der Kannenschütze bat:
„Nur einigt euch darüber, wer uns zu führen hat!“

Doch Buchmann rief: „Zur Eintracht mögt ihr Toren laden!

Die Discussion wird niemals dem Gemeinwohl schaden.

Ich bitt um Ruh’, wir horchen, — der Sache bringt’s Gewinn:

Auf einen neuen Standpunct führt uns Herr Schliesser hin.“

„Das nicht“ sprach nun der Schliesser „ich bleibe gern beim Alten,
Bei mir soll nur der Grosse in grossen Dingen walten;

Dazu ist da der Kaiser, wird der König sein,

Der Landtag, so was richtet man in Krakau ein,

In Warschau, nicht in Dobrzyn; man schreibt nicht im Kamin

Der Confödrirung Acten mit weisser Kreide hin,

Man tut’s auf Pergament: nicht uns ziemt es gewiss

Das Actenschreiben, bei den Alten taten dies

Gelehrte Männer, welche man Kronschreiber hiess;

Mein Geschäft ist mit dem Federmesser schnitzen,“ —

Der Sprenger fügte bei: „Mit dem Wedel spritzen,“ —

Und hoch den Degen schwingend: „mit der Ahle ritzen!“

Rief Barthel, der ward Aehlchen geheissen in dem Ort.

„Ihr seid mir alle Zeugen“ fuhr der Schliesser fort,

„Dass Wurm oft wiederholte: Eh’ ihr in euer Haus

Napoleon empfanget, fegt den Kehricht aus!

Ihr alle hörtet das, habt ihr es auch verstanden?

Wer ist des Kreises Kehricht? Wer hat zu Polens Schanden

Den besten seiner Söhne meuchlings hier erschlagen?

Wer ihn beraubt? Wer war es? — Soll ich’s euch erst sagen?“

„Soplica war’s, der Schelm!“ hört man den Kannenschützen,

„Tyran! der!“ piepste Bartstahl; „Also ihn bespritzen!“

Rief Wedler. — „Wenn’s ein Verräter, verdient er, dass er hänge“

Sprach Buchmann. „Halloh auf Soplic!“ rief die ganze Menge.

Doch zu des Richters Schutze trat auf der Preusse kühn,

Und rief, die Arme streckend zu dem Adel hin:

„Ai! Ai! Um Christi willen! Brüder! Herrn! was soll

Das jetzt? was fällt euch ein? — Herr Schliesser, seid Ihr toll?

Für den verrückten Bruder, der lang verschollen ist,

Ist es gerecht, dass jetzt für ihn der Richter büsst?

Das wäre christlich! — Darin steckt des Grafen List! —

Dass euch beschwerlich falle der Richter, ist nicht wahr,
 Bei Gott! ihr selbst verklagt ihn grundlos immerdar,
 Und er will stets mit euch den Frieden sich verschaffen,
 Tritt von dem Sein'gen ab und zahlt dazu noch Strafen.
 Der Graf hat 'nen Process mit ihm, nun? — reich sind beide;
 Wenn die zwei Herren streiten, was tut es uns zu Leide? —
 Der Richter ein Tyrann! — er hat's zuerst verwehrt,
 Dass sich vor ihm der Bauer nicht bücke bis zur Erd',
 Weil's Sünde sei. Oft sah ich, wie alle Bauern kamen
 Zu ihm in's Haus und speisten mit dem Herrn zusammen.
 Er zahlt für's Dorf die Steuern, und das wird nicht gewahrt
 In Kleck, wo sie, Herr Buchmann, regier'n nach deutscher Art.
 Er ein Verräter! — ich kenn' ihn seit unsrer Schulenzzeit:
 Es war das beste Kind, und so blieb er bis heut';
 Des Vaterlandes Liebe und der Väter Sitten
 Bewahrt er, — Russenmoden hat er nie gelitten.
 So oft ich komm' aus Preussen, mit Deutschtum noch beladen,
 Eil' ich nach Soplicow, im Polentum zu baden,
 Dort labt sich Einer satt am vaterländ'schen Wesen! —
 Bei Gott! ihr Herrn, bin immer Bruder euch gewesen,
 Doch will ich nicht, dass Leides dem Richter soll geschehen.
 In Posen hab ich solches Treiben nicht gesehen:
 Mit welcher Eintracht wurde unser Bund geschlossen!
 Zu stören wagte niemand den Rat durch solche Possen.“
 „Sind's Possen“ rief der Schliesser „wenn man Schurken hängt?“

Es wuchs der Lärm; da hatte sich hindurch gedrängt
 Jankel und bat um's Wort. Auf einer Bank gewahrt
 Man ihn und über'n Köpfen schwebt sein langer Bart,
 Nicht ungleich einem Strohwisch; und mit der rechten Hand
 Nimmt er die Mütze ab, die Fuchspelz schmückt am Rand,
 Die Linke rückt am Käppchen ¹⁾ weil's vom Platz verdrängt;
 Er spricht, indessen noch die Rechte grüssend schwenkt
 Die Mütze und die Linke hinterm Gurte ruht:
 „Nu meine Herrn von Dobrzyn, ich bin nur ein Jud’;

¹⁾ Es ist die bei den polnischen Juden übliche doppelte Kopfbedeckung
 wir bemerken noch, dass Jankel ein biederer und patriotisch gesinnter Jude
 ist, dabei aber in seiner ganzen Rede — und Denkweise diesen Teil der
 Landesbewohner getreu repräsentirt.

Der Richter ist mein Bruder nicht; ich hab' ihn gern
 Und schätz' ihn hoch als meinen edlen Gutes — herrn;
 Doch auch den Adel Dobrzyn's muss ich wohl verehren
 Als meine guten Nachbarn und sehr würd'ge Herren;
 Doch sag' ich: ein Gewaltstreich wird euch gewiss nicht frommen,
 Es kann dort mit dem Richter zu Schlägereien kommen,
 Und glaubt ihr, dass die Russen euch gewähren lassen?
 Im Dorfe beim Soplica sind Soldatenmassen,
 Im Haus sitzt der Assessor; er braucht nur zu pfeifen,
 So laufen sie herbei und werden euch ergreifen.
 Was wird's? — Wenn ihr euch schon auf die Franzosen freut,
 Die kommen nicht sobald zu uns, der Weg ist weit.
 Ich Jud' weiss nichts von Kriegen, doch bin ich jüngst gefahren
 Nach Bielitz, wo eben Jüdchen von der Grenze waren.
 Ich hörte, dass am Main die Franzosen stehn,
 Und kommt's zum Krieg, wird es vor'm Frühling nicht geschehn.
 Nu wartet! der Hof Soplica's ist keine Krämerbude,
 Wie sie zerlegt und auf den Wagen packt ein Jude
 Und fortfährt: bis zum Frühling wird stehn der Hof so gut,
 Wie er steht; und Herr Richter ist kein Schenkenjud',
 Er läuft nicht fort, ihr findet ihn in seinem Haus
 Im Frühling; trennt euch nun und plaudert es nicht aus,
 Was hier geschah, denn Schwatzen ist unnütz und bringt Schaden!
 Jetzt wage ich die Herren zu mir einzuladen.
 Weil meine Schor' gebär ein Jankelchen mit Glück,
 Traktir' ich jedermann, es gibt auch viel Musik,
 Wobei ein Bass, zwei Geigen, ein Dudelsack - artist;
 Ich weiss, wie gern Herr Mathias alten Meth geniesst,
 Dass er auch eine neue Masur zu hören liebt,
 Und fein sind meine Buchers im Singen eingeübt.“

Das allgemein beliebten Jankels Beredsamkeit
 Hat aller Herzen bald gewonnen und erfreut,
 Beifälliges Gemurmeln ward ringsum gehört,
 Da zielte plötzlich Gervas nach Jankel mit dem Schwert.
 Der sprang schnell unter'n Haufen. „Fort, du Jud', von hier!“
 Rief jener „stecke nicht die Finger in die Tür,
 Dich geht's nicht an! — Herr Preusse! weil Ihr profitirt
 An einem Flössenpaar vom Richter, also führt
 Ihr seine Sache schon? Habt Ihr denn schon vergessen,

Dass Euer Vater jährlich fuhr mit zwanzig Flößen
 Vom Herrn Horeschko? dessen Güte macht ihn reich,
 Ja alle auch, die sind aus Dobrzyn unter euch.
 Wer alt hier ist, erinnert sich gewiss daran,
 Wie euch der sel'ge Truchsess hat allen wohlgetan:
 Wer hat verwaltet immer alle seine Güter?
 Ein Dobrzyner! und wer war seines Schlosses Hüter?
 Ein Dobrzyner! — Er wählte keinen andern Diener
 Zum Marschall, zum Schenken, alle war'n Dobrzyner!
 Er hat auch euere Sachen vorm Gericht vertreten,
 Er hat euch Gnadensolde beim König ausgebeten,
 Und eure Kinder hat er schockweis hingeschickt
 Auf seine Kosten zu den Piaristen in's Convict;
 Erwachsenen auch bot er seine Hilfe dar:
 Und weshalb tat er das? — Weil er euch Nachbar war!
 Jetzt stossen Soplica's Hügel eure Marken an,
 Und hat der jemals etwas gutes euch getan?—
 „Nichts!“ sprach der Kannenschütze „denn das stieg herauf
 Vom kleinen Edelmann, und wie bläst er sich auf!
 Phu, phu! Und wie die Nase trägt hoch das Herrelein!
 Ihr wisst, ich lud ihn zu der Tochter Hochzeit ein;
 Ich trink' ihm zu, er sagt: ich trink' nicht so viel Wein,
 Wie ihr vom Adel ¹⁾; ihr habt eine Rohrhahns-kehle:
 Magnat, der! zartes Püppchen aus Marimonter Mehle!
 Wir gossen in den Schlund ihm, da schrie er Gewalt!
 Wart' nur ich giess' ihm ein aus der Kanne bald!“

„Der Schalk!“ rief Wedler nun „auch ich spreng' ihn zum Lohn
 Für meinen Gram. Ein kluges Bürschchen war mein Sohn;
 Jetzt ist er so verdummt, dass ihn die Leut' zum Hohn
 ‚Sack' nennen; und der Richter trägt die Schuld davon.
 Ich sagte ihm: was kriechst du zum Soplic ohne Not?
 Wenn ich dich dort ergreife, nun da helf' dir Gott!
 Und wieder zu Sophiechen ²⁾ seh' ich im Hanf ihn schleichen,
 Ich fass' ihn bei den Ohren und fang' ihn an zu streichen.
 Da schluchzt er wie ein Kind und beginnt zu flehen:

¹⁾ Dieses Wort wurde im engeren Sinne zur Bezeichnung der kleinen Grundbesitzer im Gegensatze zu den Magnaten gebraucht.

²⁾ So heisst das Mädchen, welches Thaddäus liebt.

Ob du mich todtschlagst, Vater, ich muss dahin doch gehen!
Was ist dir? — Und er sagt, er will Sophiechen sehen,
Weil er sie liebt! — Aus Mitleid ging ich denselben Tag
Zum Richter, dass er gebe Sophiechen meinem Sack;
Er sagt: sie ist noch klein, wart' drei Jahre noch,
Ob sie's will selbst; — der Schelm! er lügt, er gibt sie doch
Schon einem andern. Ich schwärze mich zur Hochzeit ein,
Ich will das Brautbett ihnen mit meinem Wedel weih'n!“

„Und so ein Schuft soll herrschen?“ hört man den Schliesser schrei'n,
„Und sich an dem Verderben bess'rer Herrn erfreu'n?
Und der Horeschko's Angedenken wird verschwinden!
Wo auf der Erde ist die Dankbarkeit zu finden?
In Dobrzyn nicht! — O Brüder! ihr erklärt den Krieg
Dem Car und schreckt vorm Kampfe mit Soplicow zurück?
Ihr fürchtet das Gefängniss! — Ist das ein Räuberzug?
Bei Gott, ihr edlen Herren! da ist nur Recht und Fug!
Der Graf hat ja gewonnen, das Urtheil hat er auch;
Nur ist's zu exequiren, wie's früher war der Brauch:
Wenn von dem Tribunal das Urtheil war geschrieben,
Beeilte sich der Adel, gleich es auszuüben,
Vor allen Dobrzyn, so wurdet ihr berühmt im Land!
Es haben die Dobrzyner ja auf eigne Hand
Bei jenem Misker Einritt die Russen übermannt,
Die hat herbeigeführt der Oberst Wojnidowicz
Und dessen Freund der Schurke Wolk aus Logomowicz;
Ihr habt es nicht vergessen, wie wir den Wolk gefangen,
Schon sollte er am Balken in der Scheune hangen,
Denn s war ein Russendiener und grausam für die Bauern;
Jedoch es rettet' ihn der dummen Leut' Bedauern!
(Ich muss ihn einmal noch am Federmesser braten.)
Ich spreche nicht von vielen andern Einritts-taten,
Die wir vollzogen immer als echte Edelleute,
Die Beifall, Ruhm uns brachten und auch reiche Beute.
Was nützt davon zu reden! Es processirt sich heute
Vergebens euer Nachbar, ob er auch gewinnt.
Es hilft von euch doch Niemand dem armen Waisenkind!
Der Erbe jenes Mannes, dem Tausende wohl sind
Verpflichtet, er hat keinen Freund mehr ausser mir
Und diesem meinem treuen Federmesser hier!“

„Dem Wedel auch“ sprach Sprenger „wo du Gervasius bist,
 So lang die Hand sich rührt und den Plitsch-platsch umschliesst,
 Sind wir zu zwei; bei Gott! zu deines Schwertes Spitze
 Gesellt der Wedel sich, du hauest und ich spritze!
 Und so schich-schach! plitsch-platsch! — Die mögen rasoniren!“
 „Auch Barthel“ sagte Bartstahl „wird euch nicht retiriren!
 Und was ihr einseift, alles werde ich barbieren.“
 „Auch ich“ sprach Kammenschütze, „will bei euch nicht fehlen,
 Da sie nicht einig werden, um den Marschall zu wählen;
 Was Stimmen, Kugeln! ¹⁾ andre Kugeln lass' ich springen:
 (Hier zog er aus der Tasche sein Blei und liess es klingen)
 Die Kugeln werf' ich alle nach dem Richter hin!“
 „Mit euch“ rief jetzt Skoluba „wollen wir auch ziehn!“
 „Wir auch! wir auch!“ nun viele Stimmen sich erheben
 „Hoch die Horeschko's! der Schliesser soll uns leben!
 Halloh auf Soplic!“ — So hatte die Beredsamkeit
 Des Schliessers sie gewonnen für des Grafen Seit':
 Denn alle waren auf den Richter schlimm zu reden,
 Wie öfters unter Nachbarn; da gab es Felderschäden,
 Da Waldeslichtung, dort auch einen Grenzenstreit:
 Die einen reizte Zorn, die andern nur der Neid
 Auf seinen Reichtum — der Hass gab allen Einigkeit.
 Sie drängten sich zum Schliesser und ein jeder schwang
 Den Sabel hoch. —

Bis Mathias, der auf seiner Bank
 Bis jetzt sass finster, aufstand und mit bedächt'gem Schritte,
 Die Arme auf die Hüften stemmend, in die Mitte
 Der Stube vortrat, unwillig auf die Menge blickte,
 Mit Nachdruck dann, wobei sein Haupt zum Takte nickte,
 Und langsam diese Worte sprach: „Ihr Toren! Toren!
 Ob man wo anders schert, ihr werdet auch geschoren.
 So lang von Polens Wiederaufstehn war die Rede,
 Von aller Heil, ihr Toren! da war hier Zank und Fehde!
 Da konntet ihr, ihr Toren! weder euch verstehen,
 Noch euch, ihr Toren, einen Führer ausersehen.

¹⁾ Es sind hier die Kugeln zum Ballotiren gemeint.

Doch wenn zur Sprache kommt ein privater Streit,
Wie bald ihr da, ihr Toren! auf einmal einig seid!
Fort nun! denn ich will nicht den Namen Mathias tragen,
Werd' ich euch nicht zu tausend Pulvertonnenwagen
Und Teufeln!“....

Da schwieg die Schar, als wäre sie vom Blitz geschlagen!
Doch nun erscholl ein furchtbar Geschrei vom Hofe her:
„Vivat der Graf!“ — Denn dieser ritt in voller Wehr
In Mathias' Hof, ihm folgte seiner Jokey's Tross
Gerüstet auch. Er sass auf einem feur'gen Ross,
Ein schwarzer Mantel, geschnitten nach der Walschen Stil,
Am Halse zugeschnallt, ihm von den Schultern fiel,
Er trug 'nen Federhut, den Degen in der Hand,
Und seine Klinge schwingend, grüsst er ringsum gewandt.
„Vivat der Graf“ rief man „mit ihm auf Tod und Leben!“
Nun alle in der Stube zu den Fenstern streben,
Und bei der Tür entsteht ein ungeheu'r Gedränge;
Der Schliesser ging heraus, ihm stürzte nach die Menge,
Den Rest trieb Mathias fort, verriegelte die Tür,
Und noch zum Fenster hinaus sprach er: „Ihr Toren, ihr!“

Ich glaube nicht nötig zu haben, den Leser auf alle die Einzelheiten der obigen Scene, in welchen sich die Meisterschaft des Dichters bekundet, aufmerksam zu machen; ich will nur hervorheben, dass hier bei aller historischen Wahrheit auch die allgemein-menschliche deutlich erkennbar ist. Denn so ist überall die Menge: ohne rechtes Verständniss für die Angelegenheiten des Staates, lässt sie sich von ihren Gefühlen leiten, welche zuweilen edel sind und das Rechte erstreben, aber viel häufiger der Eigensucht entstammen. Wer ihre Leidenschaften zu entflammen versteht, in dessen Händen wird sie zum gefügigen Werkzeug.

Während der Graf seine Reiterschar herbeiführt, ist Thadäus in eine missliche Lage geraten; das geliebte Mädchen steht unter der Vormundschaft jener Dame, welcher er untreu geworden ist, nicht nur hat er jetzt keine Hoffnung, an's Ziel seiner Wünsche zu gelangen, er muss auch so heftige Vorwürfe hören, dass er in Verzweiflung an das Ufer des Teiches eilt, von einem unklaren Drange getrieben, sich aus dieser Situation zu befreien, aber

ohne die bestimmte Absicht, den Tod zu suchen. Nun folgt ein schönes Bild der vom Monde beleuchteten Gegend:

Es neigten die Gesichter, wie ein liebend Paar,
Zwei Teiche zu einander; heiter, glatt und klar,
Wie Mädchenwangen, spiegelt sich der rechte Teich;
Der linke aber dunkler, des Jünglings Antlitz gleich,
Das bräunlich und umzogen schon vom Männerflaum.
Goldener Sand umglänzt des rechten Teiches Saum,
Wie Flechten blonder Haare; an der Stirn des linken
Ragt dichtes Schilf gesträubt, vom Schopfe Weiden winken;
Und beide kleidet prächtig grünfarbenes Gewand.

Und wie der Hände zwei, die traute Lieb' verband,
So haben sich die Teiche zwei Bäche zugesandt
Und Ein Bach fällt herab, doch er verschwindet nicht,
Denn er trägt in den Graben des Mondes Angesicht;
Das Wasser fällt in Schichten und auf jeder Schicht',
Wie eine Handvoll Goldes, rinnt des Mondes Licht,
Bis es in tausend Splitter im Graben sich zerschlägt,
Die der Wellen Flucht in die Tiefe trägt,
Und wieder neuer Glanz von oben fliesst und blitzt:
Du glaubst wohl, dass am Teiche eine Nymphe sitzt,
Die Rechte giesst den Quell aus bodenlosem Krug,
Die Linke wirft hinein des Zaubergoldes Schmuck.

Nun in der Wiese Eb'ne das Bächlein sich ergiesst,
Und schlangelt sich, wird stille, doch sieht man, das es fliesst,
Den auf des stets bewegten Spiegels jeder Welle
Erzittert, fortgetragen, des Mondeslichtes Helle.
Gleichwie die schöne Schlange, geheissen Givojtas
Die scheinbar regungslos und schlummernd liegt im Gras,
Doch kriecht sie, denn es schimmert bald golden ihre Haut,
Bald silbern, bis sie schwindet unter dichtem Kraut:
So barg sich auch der Bach, der eilend fort sich wand,
Im schwarzen Schatten an des Horizontes Rand
Von Erlen, welche hoch und leicht emporgeschossen,
Halb sichtbar, halb im Nebel, Geistern gleich zerflossen. ¹⁾

Im Graben zwischen den Teichen eine Mühle kauert,
Gleichwie ein alter Vormund, der Liebenden aufauert,

¹⁾ So wird durch die Fortbewegung des Baches die Gegend von den Teichen bis zu den dunklen Umrissen des Horizontes ausgemalt.

Er hat belauscht die beiden und fährt auf zornentbrannt,
 Er stammelt Drohungen und schüttelt Kopf und Hand,
 So winkt die Mühle mit der Stirn, die Moos bedeckt,
 Indem sie nun im Kreise die langen Finger regt,
 Und als das starkgezahnte Gebiss zusammenschlägt,
 So hat auch schon der Räder klapperndes Getriebe
 Besiegt und übertäubt das Gespräch der Liebe,
 Das die zwei Teiche führten.¹⁾

Dasselbe Geklapper weckt aber auch den Grafen auf, welcher schon an den Teichen angelangt war und sich von dem reizenden Anblicke in süsse Träume einwiegen liess; nun erkennt er den sich nähernden Thaddäus und nimmt ihn gefangen. Auch der Richter ergibt sich ihm ohne Kampf, weil er sieht, dass aller Widerstand gegen die Uebermacht vergeblich wäre. Der Graf besetzt die Eingänge des Hauses mit seinen Leuten und in Folge davon können die bald auch heranstürmenden Edlen von Dobrzyn, welche etwas zurückgeblieben waren, nicht mehr ihre Wut an dem „verrätherischen“ Magnaten auslassen; da sie aber in den anderen Gebäuden herumrennen und in die Küche kommen, werden sie durch die daselbst verbreiteten Wohlgerüche an das Bedürfniss der lang entbehrten Nahrung gemahnt und alles Geflügel und grossenteils auch der Getränkevorrath im Keller muss ihnen zum Opfer fallen. Nachdem sie aber bei dem Gelage vom Schläfe übermannt wurden, erscheinen in der Nacht die russischen Jäger, schlagen sie in Fesseln und stecken ihre Füsse in ausgehöhlte Klötze. Aus Mitleid für seine törichte Feinde will der Richter ihre Freilassung vom Major erwirken, doch dieser fordert zu viel, tausend Rubel für jeden. Da fährt der Bernhardiner Wurm mit mehreren bepackten Wägen in den Hof und mit ihm als Fuhrleute verkleidet der alte Mathias und der Preusse. Der Pater nimmt eine lustige Miene an, verlangt vom Richter ein Frühstück für sich und die Offiziere und für die Jäger ein Fass mit Branntwein. Als aber der angeheiterte Major anfangt, alzu galant gegen die Damen zu werden, und von Thaddäus eine Mauschelle erhält, wird dies zum Signal für den Beginn des Kampfes. Der Major und Rykow retten sich mit Mühe in den Hof:

Noch grösseres Getümmel war im Hof entstanden.
 Denn des Soplica Freunde bemühen sich aus den Banden

¹⁾ Als ein solches Gespräch wird im Vorhergehenden das Geschrei der Frösche bezeichnet.

Und von den Klötzen Dobrzn's Edle zu befreien.
 Die Jäger schen's und sie laufen her mit Schreien;
 Und schon hat der Sergeant auf's Bajonett gespiesst
 Den Halski und zwei andre verwundet und er schiesst
 Nach einem dritten, sie flich'n; der Sprenger lag dort eben;
 Da dessen Arme schon waren frei gegeben,
 Erhob er sich und seine Hand, zum Knäu'l geballt,
 Fiel auf des Russen Rücken von oben mit Gewalt,
 So dass sie ihm auf's Schloss herabschlug das Gesicht;
 Der Hahn ging los, doch feucht vom Blute zündet nicht
 Das Pulver. Sobald nun der Sergeant zusammenbricht,
 Beugt sich der Sprenger nieder, ergreift die Flint' am Rohr,
 Und wie ein Mühlrad schwingend, hebt er sie empor,
 Und zwei Gemeine haut er auf die Schultern gleich;
 Und einen Corporal trifft auf's Haupt sein Streich.
 Die Uebrigen entweichen von dem Block erschreckt:
 So hatte die Genossen der Sprenger zugedeckt
 Mit einem regen Dache. Als nun der Block zerschlagen,
 Eilt der befreite Adel zu des Mönches Wagen
 Und zieht d'raus viele Sensen, Flinten, Sabel, Degen;
 Zwei Riesenbüchsen aber kamen sehr gelegen
 Mit einem Kugelbeutel, für den Kannenschützen,
 Er lud sie und gab dem Sack die eine zu benützen. —
 Mehr von den Jägern kommen, es wirrt sich das Gefecht,
 Der Adel hat nicht Raum, zu hauen regelrecht,
 Nicht schissen können jene; sie stossen Mann auf Mann,
 Schon fasst der Stahl den Stahl mit kampfesgier'gem Zahn,
 Das Bajonett am Säbel bricht, die Sense springt
 Am Schwertkorb, Faust mit Faust und Arm mit Arme ringt.

Doch eine Schar führt' Rykow dorthin, wo die Scheune
 An Hecken stiess und schrie, dass sich der Trupp vereine,
 Und dass vom regellosen Kampf die Jäger liessen,
 Wo sie vom Faustschlag fielen, ohne nur zu schiessen.
 Er konnte gar nicht feuern, weil's unmöglich fiel
 Zu unterscheiden Polen und Russen im Gewühl.
 Fortwährend rief er laut: „Stellt euch in Glied und Reich'!“
 Doch hört man sein Commando nicht bei dem Geschrei.

Doch Mathias, der nicht tauglich mehr zur Fausteschlacht,

Zieht sich zurück, in dem er freien Platz sich macht
 Vor sich und rechts und links; dahier sein Säbel bricht
 Ein Bajonett vom Laufe, wie einen Docht vom Licht,
 Und wieder in die Quer haut er oder sticht.
 So wich behutsam Mathias dem freien Felde zu.
 Jedoch mit trotz'gem Mute liess ihm keine Ruh'
 Der Regiments-gefreite, der hiess im Russenland
 Des Bajonettes Meister, so war er drin gewandt.
 Er nahm sich jetzt zusammen, er krümmt sich mehr und mehr,
 Und mit beiden Händen ergreift er das Gewehr,
 Die Rechte am Schloss, die Linke inmitten fasst den Lauf,
 Bald kauert er zu Boden, dann springt er wieder auf,
 Die Linke lässt er sinken, und das Gewehr, das lange,
 Stösst vor die Rechte, wie den Stachel eine Schlange,
 Und wieder zieht er es zurück und stützt auf's Bein;
 So tänzelnd und sich wendend dringt er auf Mathias ein.
 Des Gegners Geschicklichkeit weiss Mathias gleich zu schätzen;
 Er eilt nun mit der Linken die Brille aufzusetzen,
 Die Rechte an die Brust den Griff des Rütchens drückt,
 Er weicht, in dem er sorgsam auf jenes Finten blickt,
 Und selbst, als wär' er trunken, taumelt auf den Beinen
 Der Russe eilt, schon sicher mag der Sieg ihm scheinen,
 Schnell auf, und um den Gegner, der fort sich ihm entwand,
 Nun doch zu treffen, streckt er weit vor die rechte Hand
 Und stösst mit dem Gewehr; doch die Flinte zog
 Durch ihr Gewicht ihn mit, so dass er stark sich bog;
 Und wo das Bajonett aufsteckt an dem Rohr,
 Führt Mathias mit dem Griffe, schlägt die Waff' empor,
 Und auf des Russen Hand senkt er die Rute gleich,
 Und wieder über's Kinn führt er seinen Streich.
 So fiel der beste Fechter aller Moskowiter,
 Der war von vier Medaillen und von drei Kreuzchen Ritter.

Indessen bei den Blöcken schon beinahe siegt
 Des Adels linker Flügel, in dem der Sprenger krieget
 Und wo der Bartstahl sich unter den Russen regt,
 Der schneidet mitten durch, von oben jener schlägt;
 Gleichwie die Dreschmaschine, die deutsche Meister haben
 Erfunden, der sie Flegel und auch Messer gaben,
 So dass zugleich sie schneidet das Stroh und schlägt heraus

Die Körner. So arbeiten zusammen in dem Strauss
Der Sprenger und der Bartstahl, dem Feind zu Schreck und Graus.

Doch lässt den Sieg der Wedler, der ihm gewiss schon war,
Und läuft zum rechten Flügel, wo neue droht Gefahr
Dem Mathias, weil, zu rächen des Fechters Untergang,
Mit langem Sponton der Waibel auf ihn ein nun drang.
(Ein Beil ist der Sponton auf einer Lanzenstang',
Jetzt ist er nur noch bei der Flotte im Gebrauch,
Doch damals diente er dem Fussvolk auch.)
Der Waibel, ein junger Mann noch, war behend und klug,
So oft der Gegner ihm die Waffe seitwärts schlug,
Sprang er zurück, der Alte konnt' ihn nicht erreichen,
So musste er, sich selbst nur schützend, vor ihm weichen.
Schon hat er einen leichten Stich davon getragen,
Schon hebt das Beil der Gegner und will gewaltig schlagen,
Der Sprenger sieht, dass er zu spät schon kommen müsse,
Er schwingt die Wehr und wirft sie dem Waibel auf die Füsse;
Zerschnettet ist der Knochen, die Hand versagt dem Spiesse,
Der Waibel fällt. Der Sprenger kommt herbeigelaufen,
Ihm nach die Seinigen und der Soldatenhaufen
Vom linken Flügel; alsbald war der Kampf entbrannt
Um ihn herum. Er hatte sein Gewehr versandt
Zu Mathias' Schutz und hätte beinah' den Tod erlitten
Dadurch; es fassten rücklings ihn zwei Moskowiten
Und tauchten ihm vier Hände in das Haar und rissen
Ihn kräftig fort, sich stemmend am Boden mit den Füßen,
Wie Stricke, die am Schiffsmast straff angezogen sind.
Vergebens nun nach rückwärts schlägt der Sprenger blind,
Er wankt, — da sieht er, wie nahe das Federmesser haut,
Und: „Jesus Maria! hilf Gerwasius!“ ruft er laut.

Der Schliessser, der aus dem Schrei des Sprengers Angst erriet,
Wandte sich um, erhob den Stahl und fuhr damit
Herab auf die vier Hände, an Sprengers Kopf vorbei.
Die Russen sprangen weg mit grässlichem Geschrei,
Doch eine Hand, die sich verwickelt alzu gut,
Blieb hängen in dem Haare, es strömt heraus das Blut.
Wie wenn des Adlers Kralle einen Hasen fängt,
Die andre, das Tier zu halten, zu den Baum sich hängt,

Doch reisst entzwei den Adler eines Rucks Gewalt,
Die rechte Krallen bleibt am Baume in dem Wald,
Mit der blut'gen linken auf's Feld der Hase flieht.

Als sich der Sprenger nun befreit vom Feinde sieht,
Streckt er die Arme aus und ruft nach einer Wehr.
Indessen schleudert er die Fäuste um sich her,
Wobei er stets sich an des Schliessers Seite drückt,
Bis endlich er den Sack seinen Sohn, erblickt;
Ein klafferlanges Holzstück sieht er schleppen ihn
(Es starrten Kieselsteine und harte Knoten d'rin,
Wohl Niemand könnt' es heben ausser Sprengers Hand).
Als dieser den geliebten Wedel hat erkannt,
Ergriff er ihn und küsste, sprang auf mit freud'gem Mut
Schwang ihn über'm Haupte und farb' ihn gleich mit Blut.

Wie er dann focht und um sich her Verderben streute,
Säng' ich umsonst, der Muse glaubten nicht die Leute,
Wie man dem armen Weib in Wilno auch nicht traute,
Das von des spitzen Tores Zinnen es anschaute,
Wie Dejew, der Marschall, sich näherte der Stadt
Mit einem Regiment und schon geöffnet hat
Das Thor, und wie ein kühner Bürger ihn erschlagen,
Dem es dadurch gelang ein tausend zu verjagen. ¹⁾

Genug, dass es so kam, wie Rykow es geahnt,
Im Handgemenge wurden die Jäger übermannt.
Von drei und zwanzig Todten war das Feld bedeckt,
Und mehr als dreissig lagen von Wunden hingestreckt.
Doch viele hatten im Garten, im Hopfen sich versteckt,
Andre hatte im Hause der Frauen Schutz gedeckt.
Voll Siegesfreude nun der Adel sich zerstreute,
Die einen zu den Fässern, die andern suchten Beute.

¹⁾ Es geschah im J. 1794; die Bewohner der Stadt hatten sich in den Häusern versteckt und liessen eine Kanone vor dem Tore stehen; diese feuerte ein unbekannter Bürger los und tödtete den General und mehrere Offiziere, die Uebrigen fürchteten einen Hinterhalt und entflohen. — Der Dichter bricht die Erzählung von den Taten des Sprengers mit dieser scherzhaften Wendung ab, um dabei nicht zu lang zu verweilen; er hat aber die Phantasie des Lesers schon entsprechend gestimmt, so dass dieselbe wirklich die grössten Heldentaten jenem Kämpfer zutraut, dass sie aber auch in diesem Abbrechen keine blosser Willkür des Erzählers sieht.

Wurm war der einzige, der sich noch gar nicht freute.
 Er focht selbst nicht (es hindert die Kirchensatzung d'ran
 Den Priester), doch erteilt' er, als sehr erfahr'ner Mann
 Den Kämpfern Rat, umging das Schlachtfeld immerfort,
 Und munterte sie auf durch Blick und Wink und Wort.
 Auch jetzt rief er, dass alle sich mit ihm verbänden,
 Um Rykow anzugreifen und so den Sieg zu enden.
 Doch liess er ihm durch Boten die Erklärung geben,
 Wenn er die Waffen strecke, sei sicher ihm das Leben;
 Doch wolle er noch immer auf seine Kühnheit bauen,
 Lasse sie Wurm umzingeln und alle niederhauen.

Rykow gedachte gar nicht zu bitten um Pardon;
 Als er um sich versammelt das halbe Bataillon,
 Erscholl sein Ruf: „zum Gewehr!“ — Die Flinten fasst die Schar.
 Es rasselte die Waffe, die längst geladen war,
 Er rief: „hoch an!“ — Die Läufe in langer Linie blitzen,
 Er rief: „Schnellfeuer!“ — Es dröhnen der Reihe nach die Schützen,
 Der schiesst, der hebt die Flinte, ladend der hantiert,
 Es pfeift die Kugel, rasselt das Schloss, der Ladstock klirrt.
 Die Linie scheint zu sein ein riesiges Insect,
 Das tausend glänzende Füsse zugleich geschwind bewegt.

Wohl waren berauscht die Jäger und die meisten fehlten,
 Sie schossen wenig Wunden und tödteten gar selten;
 Doch waren schon verletzt zwei von den Mathai,
 Gefallen war auch einer der Bartholomäi.
 Die Polen feuern selten aus ihren wen'gen Läufen,
 Und wären wohl bereit mit Säbeln anzugreifen,
 Doch warnen sie die Alten; die Kugeln dichter pfeifen
 Und werden alle bald aus dem Hof verjagen,
 Es klirren schon des Hauses Fenster angeschlagen.

Thaddäus, der auf des Onkels Befehl noch blieb im Haus,
 Die Frauen zu beschützen, lief jetzt doch heraus,
 Als er immer ärger toben hört die Schlacht,
 Mit ihm der Kämmerer (dem endlich hat gebracht
 Den Säbel Thomas ¹⁾) und dieser führt gleich zum Sturm den Haufen,
 Hoch schwingend seinen Säbel, ihm nach nun alle laufen.

¹⁾ Dieser Zusatz soll erklären; warum er so spät kommt; der Alte ist

Der Feind empfing sie aber mit einem Kugelregen.
 Und Todwen fiel, auch Wilbik, der immer focht verwegen,
 Verwundet wurde Bartstahl; Wurm und Mathias halten
 Zurück die Raschen, die jetzt im Eifer selbst erkalten,
 Sich umschauen und weichen; als das die Russen sehen,
 Meint Rykow, es könne nun der letzte Schlag geschehen,
 Er will den Hof jetzt räumen und auf das Haus losgehen.
 „Formirt zum Sturm euch!“ ruft er „das Bajonett gefällt!
 Vorwärts!“ — Und die Reihe vor sich die Läufe hält,
 Senkt ihre Köpfe, geht und schneller wird ihr Schritt,
 Vergebens ist der Adel zu halten sie bemüht,
 Den halben Hof hat schon die Linie rein gefegt,
 Und nach der Haustür Rykow seinen Degen streckt
 Und schreit: „Gebt euch, sonst wird das Haus in Brand geraten!“
 Der Richter ruft: „Steck’ an! wirst selbst in dem Feuer braten!“

O Haus Soplica’s! wenn jetzt noch in der Linden Schatten
 Deine Wände stehen und weithin glänzen weiss,
 Wenn du bis jetzt versammelst der guten Nachbarn Kreis,
 Wenn sie am gastlichen Tisch des Richters sitzen,
 Sie trinken oft gewiss auf’s Wohl des Kannenschützen,
 Verloren war ohne ihn der Wohnsitz der Soplicen!

Der Kannenschütze gab von seiner Tapferkeit
 Bisher nur wenig Proben; wiewohl zuerst befreit,
 Wiewohl er gleich die teu’re Kanne fand im Wagen,
 Die Lieblingsbüchs’ und Kugeln, wollt’ er sich nicht schlagen;
 Er sagte oft, er wolle nüchtern nie es wagen;
 Er ging hin also, wo das Spiritusfass stand,
 Und schlürfte die reiche Strömung aus der hohlen Hand,
 Erst als er sich erwärmte und neue Kräfte fand,
 Schob er zurecht die Mütze und ergriff die Kanne,
 Prüfte die Ladung, streute Pulver auf die Pfanne,
 Und blickte auf das Schlachtfeld: die Seinen jagt dort schnelle
 Und schlägt die glänzend-lichte Bajonettenwelle;
 Gegen die Welle schwimmt er; zur Erde tief gebückt,
 Kriecht er im Grase tauchend, von Niemandem erblickt,

heissblütig, sein Diener Thomas dagegen zu langsam, was schon an einer früheren Stelle des Gedichtes hervorgehoben wird.

Bis zu der Brennnessel Gesträuch, wo er nun lag
 Im Hinterhalt und winkte zu sich herbei den Sack.
 Der stand mit seiner Büchse vor des Hauses Thür,
 Denn sein vielgeliebtes Sophiechen wohnte hier,
 Ob sie ihn auch verschmähte, als er um sie geworben,
 Liebt' er sie doch und wäre gern für sie gestorben.

Bis zur Brennnessel waren die Jäger vorgerückt,
 Als nun der Kannenschütze auf das Zünglein drückt,
 Ein Dutzend von zerhackten Kugeln speit der Rachen
 Der Büchse aus, nun lässt auch Sack die seine krachen;
 Vom Hinterhalt entsetzt, ballt sich im Augenblick
 Zu einem Knäu'l die Linie, und weicht und lässt zurück
 Die Wunden, auf die alsbald der Sprenger wütend drang.

Der Rückzug bis zur fernen Scheune war zu lang,
 Daher nun Rykow unter des Gartens Planke sprang;
 Dort hält er auf die Rotte, die in Verwirrung flieht
 Und stellt sie auf, indem er ein grosses Dreieck zieht,
 Und einen Winkel vorrückt, der scharf ist zugespitzt,
 Die beiden Schenkel aber an die Planke stützt:
 Zu seinem Glück! denn Reiter sprengen auf ihn los.

Der Graf, der von den Russen bewacht ward auf dem Schloss,
 Hiess die Jokey's aufsitzen, sobald entfloh die Wacht,
 Und ritt an ihrer Spitze auf das Feld der Schlacht,
 Indem er über'm Haupte hoch den Degen schwang.
 „Feuer!“ schallt Rykow's Ruf. Die Schlösserreih' entlang
 Blitzt ein feuriger Faden und aus den schwarzen Läufen,
 Den drohend vorgestreckten, zweihundert Kugeln pfeifen.
 Drei Reiter sind verwundet, zwei fielen todt zur Erde.
 Den Grafen sieht der Schliesser stürzen mit dem Pferde,
 Er läuft herzu mit Schreien, denn er glaubt versehrt
 Den letzten der Horeschko's (wiewohl nicht nach dem Schwert ¹⁾).

¹⁾ Bei diesem Ausdruck erinnern wir an die Sprache des Mittelalters, in welcher die männlichen Verwandten „swert-mage“, die weiblichen „spil-mage“ genannt wurden; es ist übrigens ein humoristischer Zusatz des Dichters, welcher die fanatische Anhänglichkeit des Schliessers an seine herrschaftliche Familie als lächerlich darstellt, denn der Graf ist nur in einem sehr entfernten Grade mit derselben verwandt, und doch überträgt Gerwasius alle seine Liebe auf ihn. —

Näher war Wurm, der schnell sich vor den Grafen stellt,
Ihn deckt und hebt und einen Schuss für ihn erhält.
Er führt ihn fort; den andern befiehlt er sich zu trennen,
Nicht anzugreifen, so lange sie nicht siegen können,
Indessen mögen sie womöglich sich verstecken
Hinter den Stall, den Brunnen, die Bäume und die Hecken,
Und dorthier schiessen. Die Reiter soll'n warten hinter'm Haus.

Des Paters Plan begriff und führte trefflich aus
Thaddäus, der des Brunnens bequemen Schutz genoss,
Und da er nüchtern war und ausgezeichnet schoss
(Selten hat er ein Goldstück in der Luft gefehlt),
Wird er den Russen furchtbar, weil er die Chargen wählt;
Gleich seine erste Kugel einen Waibel fand,
Drauf fällt der eine und auch der andere Sergeant;
In des Dreiecks Mitte die meisten Schüsse gehn,
Dort stand der Stab; es zürnt daher der Capitän,
Er beisst den Griff des Degens und stampfet mit den Füßen.
„Herr Major!“ ruft er „was wird aus diesem Schiessen?
Wir werden das Commando bald alle räumen müssen!“
Also rief zu Thaddäus Plut mit grosser Wut:
„Herr Pole! schämt Euch doch, zeigt Ihr so wenig Mut!
Warum versteckt Ihr euch? — Kommt heraus und schlagt
Euch ehrlich, als Soldat!“ — Doch Thaddäus sagt:
„Major! wenn Ihr so ein kühner Ritter seid,
Was bergt Ihr hinter die Jäger Eure Tapferkeit?
Ich fürcht' Euch nicht, wenn Ihr hervor nur wollt Euch wagen,
Ihr kriegtet eine Schelle, ich will mich gerne schlagen!
Wozu das Blutvergiessen uns'res Streites wegen?
Es mögen ihn Pistolen entscheiden oder Degen.
Ihr habt die Wahl der Waffen, von Nadeln zur Kanon!
Wenn nicht, so will ich euch zusammenschiessen schon,
Wie Wölfe in der Grube.“ — Sprach's und den Lieutenant
Streckt er zu Boden hin, der neben Rykow stand.
„Major!“ so flüstert Rykow „geht zu dem Duell,
Und rächet Euch für seine Handlung auf der Stelle.
Wenn jemand and'rer tödtet diesen Edelmann,
Dann ist noch Eure Schmach damit nicht abgetan.
Man muss auf's Feld den Burschen locken und erlegen,
Wenn's nicht geht aus der Flinte, so doch mit dem Degen.

„Was kracht, gibt jedem Macht, das lieb' ich, was sticht“
 Sprach der alte Suworów; geht! denn tut Ihr's nicht,
 So schiesst er uns zusammen, seht, da zielt er schon.“
 „Geh' du, Freund Rykow“ sprach Plut in weichem Ton
 „Du, lieber Bruder, führst den Degen so gewandt,
 Oder vielleicht ist's besser, wir schicken den Lieutenant?“
 Als Rykow dieses hörte, trat er kühn hervor,
 Verbot zu schiessen; schwang ein weisses Tuch empor,
 Und fragte, für welche Waffe Thaddäus sich entscheide?
 Nach kurzer Unterhandlung den Degen wählten beide.
 Doch als man für Thaddäus suchte einen Degen,
 Sprang vor der Graf gerüstet und setzte sich entgegen.
 „Herr Soplica!“ rief er „ich lass es nicht geschehn!
 Ihr habt ja den Major gefordert! Der Capitän
 Hat mich beleidigt, er drang in mein Schloss herein —
 („Vielmehr in unser Schloss“ warf Protasius ¹⁾ ein)
 Er war's“ schloss der Graf „ich hab' ihn wohl erkannt,
 Der mit den Jäger — schufteten meine Jokey's band.
 Ich straf' ihn, wie jene Räuber bei der Felsenwand
 Siciliens, die Birbante-rocca wird genannt.“
 Nun wurde alles still und mit Neugier sehen
 Dem Zweikampfe zu der Führer die Armeen:
 Der Graf und Rykow gehen, einander zugewandt
 Mit den Flanken und droh'n sich mit der rechten Hand
 Und dem rechten Auge; doch mit den linken Händen
 Nehmen sie ab die Hüte, um sich zuzusenden
 Höflichen Gruss (die Sitte wird allgemein gepflegt,
 Sich achtungsvoll zu grüssen, eh' man todt sich schlägt).
 Und schon knirschen die Degen und klirren im Ringen,
 Die Kämpfer knie'n bald nieder, bald zurück sie springen,
 Bald wieder vor, einander suchend mit den Klingen.

Als aber Plut den Thaddäus sah vor seiner Front,
 Beriet er leise sich mit dem Gefreiten Gont,
 Der für den besten Schützen von ihm ward angesehen.
 „Siehst du“ sprach der Major „den Galgenschuft dort stehen?

¹⁾ Es ist ein Webel (Gerichtsdienner), welcher von dem grössten Eifer für seinen Beruf erfüllt ist und demselben alzu grosse Bedeutung beimisst: da er zu der Partei des Richters gehört, so protestirt er auch bei diesem Anlass gegen den Anspruch des Grafen auf jenes alte Schloss. —

Wenn du ihm unter die fünfte Ripp' 'ne Kugel schickst,
 So sich're ich dir zu, dass du vier Rubel kriegst.“
 Der Schütze hebt den Hahn, neigt das Gesicht zum Schloss,
 Es deckt den Hinterhalt sorgsam ein Genoss,
 Er zielt, nicht nach der Rippe, sondern nach dem Kopf,
 Der Schuss geht los und trifft den Hut, dicht überm Schopf.
 Thaddäus dreht sich um, — „Verrat!“ der Sprenger schreit
 Und stürzt auf Rykow los, so wird der Kampf erneut;
 Thaddäus deckt den Rykow, der kaum noch hatte Zeit,
 In seiner Jäger Mitte sich zurückzuziehen.
 Wieder Dobrzyn und Litwa ¹⁾ wetteifernd sich bemühen
 Den Feind zu schlagen und, vor kurzem noch entzweit,
 Ermuntern sie wie Brüder einander in dem Streit.
 Als die Dobrzyner sehen, wie sich Podhajski rührt
 Dicht vor der Jäger Reihe und brav die Sense führt,
 Erfreut sie rufen: „Hoch die Litwer, die so hauen!“
 So auch als die Skoluba's den tapfern Bartstahl schauen,
 Wie er, wenn auch verwundet, schlägt des Caren Diener,
 „Hoch die Masuren!“ ²⁾ schallt es „vivant die Dobrzyner!“
 Da sie sich so ermutigt, eilten sie zum Sturm,
 Vergebens hielt sie Mathias zurück und warnte Wurm.

Doch während die von vorn sich um die Jäger scharten,
 Verliess der Tribun ³⁾ das Schlachtfeld und eilte in den Garten,
 Ihm folgte auch Protasius in umsichtsvoller Weise,
 Und die geplante List entdeckt ihm jener leise.
 Es ragte in dem Garten an der Plaukenwand,
 Bei welcher eben jetzt das Dreieck Rykow's stand,

¹⁾ Ich gebrauche öfters diese polnische Form für Lithauen; die Dobrzyner waren aus dem eigentlichen Polen gekommen, und da gab es, wie gewöhnlich in solchen Fällen, manche Streitigkeiten mit dem Adel aus lithauischem Stamme.

²⁾ So heissen die Bewohner eines grossen Theiles von Polen, welche einen besonderen Dialect sprechen.

³⁾ Dem Beamten, der diesen Titel (in lateinischen Acten, polnisch *Wojski*) führte, lag es ob, während des Krieges die Weiber und Kinder der im Felde stehenden Edelleute vor jeder Unbill zu beschützen. Zur Zeit, in welcher die Handlung spielt, bestand dieses Amt nicht mehr, doch war es in Lithauen noch üblich, ehrwürdigen Personen aus Artigkeit dergleichen Titel zu verleihen.

Ein grosses Käsehaus, das einem Käfig glich,
Denn das Gebälke kreuzte zum Gitterwerke sich,
Der Käse — scheiben Haufen glänzten drinnen weiss,
Trocknende Garben aber unschwebten es im Kreis
Von Quendel und Salbei und Benediktenkraute,
Woraus des Tribuns Tochter Medicinen braute.
Des Käsehauses Länge betrug drei Klafter oben,
Doch nur auf Einem Pfeiler stand's emporgehoben,
Dem Storchnest gleich. Der Pfeiler neigte sich zur Erd',
Es hatte ihn zur Hälfte die Fäulniss aufgezehrt,
Und drohte Sturz. Jedoch wenn man dem Richter sprach,
Er möge das Haus zerstören, das schon vor Alter schwach,
Erwiedert' er: zu bessern mache ihm mehr Freude,
Als dass er niederreissen sollte das Gebäude;
Er verschob den Neubau für günstigere Zeiten,
Und liess den Pfeiler stützen nur auf beiden Seiten.
So ragte jetzt gestärkt, jedoch nicht dauerhaft
Das Haus über die Planke und Rykow's Heereskraft.
Als der Tribun und Webel in den Garten drangen,
Bewaffnet wie mit Lanzen mit zwei grossen Stangen
(Es folgt' die Köchin ihnen durch das Hanffeld nach,
Der Küchenjunge auch, der klein war, doch nicht schwach),
Stösst jeder in des Pfeilers Spitze seinen Schaft
Und drückt vom untern Ende darauf mit aller Kraft,
Wie Schiffer den von Klippen festgehalt'nen Floss
Vom Ufer fortbewegen durch langer Stangen Stoss.
Der Pfeiler kracht, es schwankt das Käsehaus und fällt.
Schon hat das Dreieck Rykow's der Balken Wucht zerschellt,
Sie drückt, verletzt und tödtet; und wo die Rotte stand,
Da liegen Leichen, Holz und Käse in dem Sand
Mit Blut und Hirn befleckt; das Dreieck ist zerschlitzt,
Schon donnert drin der Sprenger und der Bartstahl blitzt,
Das Rütchen streicht, vom Hause dringt der Adel vor,
Und auch des Grafen Reiter sprengen her vom Tor.

Noch wehren sich acht Jäger, mit ihnen ein Sergeant,
Der Schliesser läuft herbei, doch sie halten Stand,
Neun Läufe sind gerade nach seinem Kopf gekehrt,
Doch er stürzt los darauf, und schwinget hoch sein Schwert.
Da fürchtet aber Wurm, dass er den Mut nicht büsse,
Er läuft ihm in den Weg und fällt ihm vor die Füsse.

Noch ruht der Adel nicht,
 Die Jäger, die zersprengten, verfolgt er, haut und sticht;
 Allein noch wehrt sich Rykow und will sich nicht ergeben,
 Da sieht man hoch den Säbel den Kammerer erheben,
 Und vor den Russen tretend, sprach er in ernstem Ton:
 „Herr Capitän! nicht schänden wird dich der Pardon,
 Du gabst genug Beweise von deiner Tapferkeit,
 Ob dir das Glück nicht hold war; gib jetzt auf den Streit,
 Ergib dich uns, bevor dich entwaffnet unser Schwert,
 Das Leben und die Ehre bleibt dir unversehrt.“

Des Käm'm'ers würd'gem Ernste war Rykow bald erlegen,
Und sich verbeugend reicht' er ihm den nackten Degen,
Der blutig bis zum Griffe, und: „Weh mir, Brüder Polen!“
Sprach er „ich hätte doch Kanonen haben sollen;
Gut sagte mir Suworów: vergiss es, Rykow, nie,
Zieh' auf die Polen nicht ohn' eine Batterie!
Die Jäger waren trunken, erlaubt hat's der Major,
Er trägt die Schuld davon, das ich die Schlacht verlor;
Er wird dafür antworten, als Feldherr, vor dem Car.
Ich bleibe euer Freund, Herr Käm'm'rer, wie ich's war.
Ein russisch Sprichwort sagt: die einander lieben,
Die tun sich oft behandeln mit den schwersten Hieben.
Ihr seid zum Schlagen tüchtig, tüchtig auch zum Zechen;
Doch hört nun auf, an meinen Jägern euch zu rächen.“

Als es der Käm'm'rer hört, erhebt er seinen Säbel,
Und lässt Pardon verkünden für alle durch den Webel.
Versehen werden die Wunden, die Leichen weggebracht,
Zu Kriegsgefang'n'en aber die Uebrigen gemacht.

Lang suchte man den Plut; der hatte sich versteckt
 Im Nesselstrauch und wie ein Todter ausgestreckt;
 Erst nach dem Kampfe mochte er heraus sich trauen.
 So endete der letzte Einritt in Lithauen. —

Es mögen hier einige Bemerkungen über dieses Schlachtenbild nicht überflüssig scheinen. Schon die Gegenüberstellung eines kriegerischen Volkes, bei welchem jeder, vom Jünglinge bis zum Greise, im Falle der Not am Kampfe theilnimmt, und wohl disciplinirter regulärer Truppen, wie sie erst nach dem heroischen Zeitalter aufkommen, verleiht dieser Scene einen echt epischen Character: dort treibt die Vaterlandsliebe und der Hass gegen den Feind, — hier das Commando des Feldherrn; dort ist die Tapferkeit und Intelligenz jedes Einzelnen von der grössten Bedeutung, — hier hängt alles von der verständigen Leitung und von der Mannszucht ab; dort herrscht Unordnung und individuelle Willkür, — hier ist die Armee eine willenlose Maschine, aber eben dadurch ihren Gegnern überlegen, welche nur mit dem grössten Kraftaufwand und nur mit Hilfe der List und glücklicher Zufälle den Sieg erringen können. Es ist natürlich, dass sich die Sympathie des Lesers den Letzteren zuwendet und dass der Ausgang ihn befriedigt, doch weiss der Dichter in geschickter Weise bis zum Ende die Entscheidung hintanzuhalten und nach dem anfänglichen Glücke steigert sich bis zur Mitte der Erzählung die Bedrängniss des Adels, bis sie ihren Höhepunct erreicht hat, worauf die Peripetie eintritt. — Dass ferner alle einzelnen Momente der Handlung höchst anschaulich dargestellt sind, darüber brauchen wir uns wohl nicht lange zu verbreiten; wir weisen nur auf den Kampf des alten Mathias mit dem Regimentsgefreiten hin. Nichts wird in trocken verständiger Weise berichtet, alles ist voll Leben und Bewegung. Doch geht dabei auch die epische Ruhe keineswegs verloren: nicht rasch sich überstürzend eilt die Handlung dem Ausgange zu, sondern jeder einzelne Moment entfaltet sich zu einem in sich abgeschlossenen Bilde, als ob jeder das Ziel des Ganzen wäre, wie denn auch Schiller sagte, der Zweck des epischen Dichters „liege schon in jedem Puncte seiner Bewegung.“ Nirgends darf die pathologische Neugierde des Lesers für den Fortgang der Begebenheit überhand nehmen: während schon die Katastrophe hereinzubrechen droht, müssen wir den bedächtigen und langsamen Vorbereitungen des Kannen-

schützen zuschauen; während der letzte, entscheidende Schlag geschehen soll, wird das Kasehaus mit aller Genauigkeit geschildert und zugleich der Grund angeführt, warum das hinfallige Gebäude noch existirte. —

Der Bernhardiner, welcher in der Schlacht verwundet wurde und den nahenden Tod voraussieht, entdeckt sich dem Schliesser als der Mörder seines Herrn und bittet ihn um Verzeihung, welche er auch nach einer erschütternden Darlegung seiner Beweggründe erlangt. Sein Tod bringt einen wehmütigen Stimmungston in das Gedicht. Doch bald erfüllt ein anderes Ereigniss alle Herzen mit Freude, denn die Armee Napoleons zieht in das Land und die polnischen Legionen kommen nach Soplicow. Die folgenden Verse sind ein getreuer Ausdruck der damaligen Gefühle und Hoffnungen der Nation:

O Jahr! wer dich gesehen hat in unserm Land!
Das Jahr der reichen Ernte hat dich das Volk genannt,
Und „Kriegsjahr“ der Soldat. Noch heute plaudern Greise
So gern von dir, dich singt so manche Liederweise
Und sagt, dass Wunder lange dich vorherbedeutet
Und dumpft Gerücht die Leute hat auf dich bereitet.
Die Frühlingssonne brachte banger Ahnung Wehen
In Litwers Herz, als sollte die Welt schon untergehen,
Ein träumerisch Erwarten voll Sehnsucht und voll Freude.

Sobald zum ersten Mal das Vieh kam auf die Weide,
Erstaunt der Hirt, dass es, vom Hunger abgezehrt,
Gleichwohl zum lockend frischen Grase sich nicht kehrt,
Es lässt die Köpfe hängen und legt sich traurig nieder,
Und brüllet oder kaut das Winterfutter wieder.

Der Bauer, der auf's Feld mit seinem Pfluge zieht,
Freut auch sich nicht, wie sonst, dass schon der Winter flieht,
Er singt kein Lied wie sonst, und arbeitet so träge,
Als ob ihm nicht die Saat und Frucht am Herzen läge.
Bei jedem Schritte halt er seine Ochsen an,
Und blickt nach Westen hin im schreckensvollen Wahn,
Ein Wunder werde kommen von jener Seite her.
Und sorgend nimmt er wahr der Vögel Wiederkehr;
Denn zur vertrauten Tanne kam schon der Storch geflogen,
Und hat des Frühlings Wimpel so frühe aufgezo- gen,
Die weissen Flügel breitend; und mit lautem Schreien
Besetzen auch die Schwalben schon in langen Reihen

Des Flusses Rand und suchen zu neuen Häuschen nach Kote.
 Es flüstert abends im Gebüsch der Schnepfen Rotte,
 Und überm Walde schwirren wilder Gänse Scharen,
 Die bald, um auszuruhen, lärmend niederfahren.
 Und in des Himmels Tiefe der Kranich klagend wimmert.
 Es hören die Nachtwächter und fragen sich bekümmert,
 Was der Tumult in des Geflügels Reich besage,
 Und welcher Sturm die Vögel so früh zu ihnen jage?

Doch siehe! neue Schwärme! von Gimpeln, scheint es, Staaren
 Und Lerchen, — von den Hügeln steigen helle Scharen
 Herab von Fähnchen, die weithin fröhlich winken.
 O Reiter sind es! nie geseh'ne Waffen blinken,
 Sieh! Schar auf Schar! und wie des Schnee's geschmolz'ne Massen,
 Ergiessen sich dazwischen über alle Strassen
 Eiserne Rotten unter Bajonettenschein:
 Unzählig drängen sich des Fussvolks Reih'n!

Und alle ziehn nach Norden: es schien zu jener Zeit
 Ein Volk, verlassend seines Südens Herrlichkeit,
 Von unbegreiflicher Naturgewalt gebannt
 Den Vögeln nach zu wandern in unser Vaterland.

Die Flut von Menschen, Pferden, Kanonen, Adlern zieht
 Bei Tag und Nacht dahin; hie und da erglüht
 Am Himmel lichte Lohe, von Zeit zu Zeit erschüttert
 Ein Donnerschlag die Lüfte und der Boden zittert.

Krieg! Krieg! — in Litwa gab es keinen Winkel bald,
 Wohin sein Lärm nicht drang; im tiefen wüsten Wald
 Der Bauer, dessen Ahn und Vater ward begraben,
 Ohn' jemals aus dem Wald den Fuss gesetzt zu haben,
 Und dessen Ohr nie andre Himmelsschreie füllten,
 Als die des Sturms, und ird'sche nur, wenn Tiere brüllten,
 Der andern Gast, als seinen Waldnachbar nicht kennt,
 Sieht jetzt, wie wunderbare Glut am Himmel brennt;
 Nie hört' er dies Getöse: — ab vom Schlachtfeld irrend,
 Sucht die Kanonenkugel einen Weg sich schwirrend
 Im Walde, Zweige krachen, die Eiche fällt zerknickt.
 Der Ur mit würd'gem Barte in dem Moos erschrickt,
 Es sträubt sich seiner Mähne langes Haar empor,
 Er hebt sich halb und beugt den Oberkörper vor
 Und schüttelt seinen Bart und sieht erstaunend hin,

Warum des Waldes Tiefen plötzlich so erglühn:
Die Bombe ist's, die wirbelnd im Dickicht tobt und pfeift,
Und donnernd springt. Und Schreck zum ersten Mal ergreift
Den Ur, der fort, sich tiefer zu verstecken, läuft.

Horch! eine Schlacht! — dahin! — so ruft der Jugend Chor,
Die Hände heben Weiber zum Himmel hoch empor
Und alle rufen freudig mit tränenfeuchtem Blick:
„Gott führt Napoleon! Er führt uns zum Sieg!“

O Frühjahr! wer dich damals sah in unserm Land!
Du brachtest reiche Ernte, hast hohen Krieg entbrannt,
O Frühjahr! wer dich schaute in deinem Blütenkranz,
Mit Korn und Grase prangend und im Waffenglanz!
An Taten reich, erwecktest freud'ger Hoffnung Lust:
Du lebst, o schönes Traumbild, noch jetzt in meiner Brust.
Denn in der Wiege schon von Ketten schwer bedrückt,
Hab' ich ein solches Frühjahr einmal nur erblickt.

Auf eine höchst poetische Weise wird dieser folgenschwere
Kriegszug mit der ganzen Natur in Verbindung gebracht; selbst
die Tiere ahnen das Ungeheuere, das in der Menschenwelt geschehen
soll; von der Frühlingssonne beleuchtet, unter den ungewöhnlich
schönen Saatfeldern, ziehen die glänzenden Scharen dahin, beglei-
tet von den heissen Segenswünschen der Nation. Aber es war
nur ein schöner Traum, den die harte Wirklichkeit nur zu bald
verscheuchte; es liegt daher ein Flor der Wehmut über dem
Bilde, wie über jedem Epos (Vgl. Vischer §. 868 Anm. und
Hegel III, 366). —

Die Offiziere der polnischen Legionen werden zu einem
Gastmahl in das Haus des Richters geladen und da prangt in
des Tisches Mitte ein grossartiger Tafelaufsatz, auf dessen Rän-
dern zahlreiche Porcellan-figuren zu sehen sind; sie stellen
mehrere Scenen aus dem Verlaufe eines kleinen Landtages (oder
Kreistages) dar und werden von dem Tribun so erklärt:

Zur Rechten sehet Ihr eine Adelsschar:
Die lud man vor dem Kreistag zum Gastmahl offenbar,
Da harrt gedeckt die Tafel, doch weil sie Niemand bat
Zu sitzen, stehn sie in Gruppen und jede Grupp' hält Rat.
Inmitten jeder Gruppe ist ein Mann zu schauen,
Aus dessen off'nen Lippen, hinaufgezog'nen Brauen

Und regen Händen kenntlich, dass das Wort er führt
Und mit dem Finger auf der Hohlhand explizirt.

Die Redner da empfehlen ihre Candidaten,
Mit ungleichem Erfolg, wie die Mienen uns verraten.

Zwar in der zweiten Gruppe horcht man mit spitzem Ohr,
Die Hände hinter'm Gurte, beugt der sich lauschend vor,
Der hält die Hand an's Ohr, indem er schweigend streicht
Den Schnurrbart: er verknüpft wohl die Worte und vergleicht;
Der Ausdruck der Gesichter erfreut des Redners Sinn,
Er streicht die Tasche, ihre Stimmen sind schon d'rin.

Doch in der dritten Gruppe ist man nicht so gelassen,
Hier muss die Leut' der Redner an den Gurten fassen,
Seht, sie reissen sich los und fliehen mit den Ohr'n,
Seht, wie der Zuhörer sich aufblast schon vor Zorn,
Er hebt die Hände, droht, will den Mund dem Redner schliessen,
Gewiss des Gegners Lob hat er hören müssen.
Der andre senkt die Stirn gleich einem Stier zur Erde,
Es scheint, dass er den Redner auf Hörner fassen werde,
Die greifen nach den Säbeln, jene fliehen fort.

Zwischen den Gruppen aber steht Einer schweigend dort,
Man sieht, dass er parteilos und verlegen ist,
Für wen er stimmen soll, und mit sich selbst im Zwist,
Befragt er nun das Schicksal, er streckt die Daumen los,
Die Augen schliessend bringt er in Zusammenstoss
Die Nägel, dass entscheide der Kabale Loos:
Wenn sich die Finger treffen, stimmt er affirmativ,
Wenn sie einander fehlen, geschieht es negativ.

Links eine andre Scene: eine Klosterhalle
Ist umgestaltet worden zum Beratungssaale.
Die Alten sitzen in Reihen und die Jüngern stehen
Und über jener Köpfe in die Mitte sehen
Der Stube, wo mit einer Urne in der Hand
Steht der Marschall, die Kugeln zählend; unverwandt
Starrt d'rauf manch gier'ger Blick; er wirft heraus so eben
Die letzte; die Sergeanten hoch die Hände heben,
Weil sie des Gewählten Namen laut verkünden.

Doch Einer lässt durch aller Eintracht sich nicht binden,
Seht aus der Küche Fenster hervor den Kopf ihn stecken,
Seht seine stieren Augen und den Blick, den kecken,
Den off'nen Mund, der alle zu verschlingen draut;

Nicht schwer ist's zu erraten, dass er sein „veto!“ schreit.
 Seht nun, wie bei dieser Aufforderung zum Streit
 Die Sabel alle ziehen und nach der Küche rennen,
 Gewiss wird da sofort ein blut'ger Kampf entbrennen.

Doch auf dem Corridor, dahier zur rechten Hand,
 Seht ihr den greisen Priester, der kommt im Messgewand,
 Er bringt das Heiligste hieher von dem Altar,
 Der Knabe bittet läutend, dass sich zerteil' die Schar
 Die Seite kniet schon nieder und jeder birgt sein Schwert,
 Dort klirren noch die Waffen, der Priester hin sich kehrt,
 Wohin er kommt, da stillt er überall den Streit.

Ach! meine jungen Herren, ihr saht nicht jene Zeit,
 Da unter unserm Adel, der immer Waffen trug,
 Nie sich regieren liess und so gern sich schlug,
 Doch keine Polizei dem Unfug musste wehren;
 So lang der Glaube blühte, stand das Gesetz in Ehren,
 Und Freiheit war mit Ordnung, mit Wohlfahrt Ruhm vermählt.
 Ich höre, dass wo anders man grobe Kerle hält,
 Gensdarmen und Constablen und andre Polizei,
 Dass dort des Rechtes Wache die Schwertes Klinge sei:
 Doch sage man mir nicht, die Leut' dort wären frei!

Diese Erklärung der Porcellanfiguren gibt ein besseres Bild
 des ganzen politischen Lebens in der adeligen Republik, als es
 eine bänderreiche Geschichte zu tun vermag. — Mit den Legionen
 ist auch Thaddäus zurückgekommen, welcher nach jener Schlacht
 sammt vielen anderen das Land verlassen hatte. Nun verlobt er
 sich mit Sophie und das Gedicht endigt mit einem freudevollen
 Feste: alle Bauern seiner Güter erhalten die Freiheit und dadurch
 ein Vaterland; brüderlich vereint, sehen sämtliche Klassen des
 Volkes, worunter Jankel den besseren Teil der Juden vertritt,
 einer schöneren Zukunft entgegen. Nur der alte Mathias erwartet
 nichts gutes von dem stolzen Franzosenkaiser und seinem unchri-
 stlich gesinnten Heere; alle Uebrigen geben sich rückhaltslos der
 Freude hin. So lösen sich am Ende alle Dissonanzen in vollkom-
 mene Harmonie auf, und die Heiterkeit, mit der wir von dem
 Kunstwerk scheiden, wird durch keine Mahnung an die düstere
 Wirklichkeit getrübt; schmerzlich war das Erwachen der Nation
 aus diesem Traume, aber im Gesange lebt die Freiheit und blüht
 das Schöne, und dem Guten gesellt sich das Glück.

4. Vergleichung beider Gedichte.

Es hat wohl der aufmerksame Leser aus den obigen Ausführungen, welche das den beiden Werken Wesentliche hervorheben sollten, ihre ähnlichen und verschiedenen Züge selbst ersehen. Es wird also hier eine gedrängte Zusammenfassung genügen. Zum ersten steht in beiden die Handlung in enger Verbindung mit bedeutenden Ereignissen der Weltgeschichte; das individuelle Wohl erscheint als abhängig von dem allgemeinen; vom Schicksal Einzelner wird unser Interesse zu dem eines Volkes und der ganzen Menschheit abgelenkt. Und zwar entspricht dies vollkommen dem Wesen der epischen Poesie, weil sie, gleich ihrer Quelle, der betrachtenden Stimmung, einen möglichst weiten Kreis von Gegenständen zu umfassen liebt und nicht so gern in die Tiefen Eines mächtig strebenden Gemütes hinabsteigt, als sie Völker und Zeiten aufsucht. Jedoch bilden in beiden Werken jene historischen Ereignisse nicht den eigentlichen Gegenstand der Erzählung, sie bleiben im Hintergrunde und machen nur ihre Wirkungen auf dem Schauplatze der Handlung geltend, was auch wohl zweckmässig heissen kann, denn keines von ihnen scheint sich zum Stoffe für ein Epos zu eignen. Es werden keine Taten ganzer Nationen vorgeführt, sondern blos die Bestrebungen Einzelner mit solchen Taten verknüpft. Zwar gibt es in einem der beiden Gedichte eine Schlacht, aber dieselbe ist von geringem Umfange und keiner geschichtlichen Bedeutung. Nun ist dieser Umstand an und für sich kein Mangel zu nennen, denn wir glauben nicht, dass jedes Epos wichtige historische Ereignisse darstellen müsse, wohl aber in Rücksicht darauf, dass er der Handlung die erforderliche Grösse und Bedeutung benimmt, ohne dass ihr diese Eigenschaften aus dem Gebiete des Privatlebens in hinreichendem Masse ersetzt würden: „Hermann“ hat gar kein tragisches Motiv ¹⁾

¹⁾ Vgl. dazu S. 10 und 31.

in der eigentlichen Handlung, „Thaddäus“ hat wohl eines, die Blutschuld Soplica's, welche der Rachsucht entsprossen ist, aber durch seine Selbstüberwindung und Verleugnung alles Hochmutes, durch seine Reue und Busse, durch seine Aufopferung für die Mitmenschen und die Sache des Vaterlandes gesühnt wird, — jedoch ist die Tat selbst in die Vorgeschichte der Fabel zurück verlegt (sie würde sich auch weniger eignen für das Epos als für die Tragödie), und wenn auch seine Bekenntnisse auf dem Sterbette die tiefsten Falten der menschlichen Seele bloßlegen und eine mächtig erschütternde Wirkung hervorrufen, wenn auch andere Szenen in das tragische Gebiet hinüberstreifen, so ist doch die Haupthandlung nicht bedeutend genug und gönnt der vollen Entfaltung des höchsten Edelmutes, dessen der Mensch fähig ist, zu wenig Raum, als dass uns dieses Gedicht für ein eigentliches oder heroisches Epos gelten könnte. Die Achse der Handlung bildet die Liebeswerbung des Thaddäus, eines schlichten und biederer Jünglings, welcher aber kein Heros ist und nichts Ausserordentliches ausführt; diese Werbung zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Gewebe, wiewohl manches darin grössere Wichtigkeit beansprucht und sie zu verdrängen scheint, und mit ihrem glücklichen Erfolge schliesst auch die Erzählung ab. Bilder aus dem alltäglichen Leben, friedliche Zustände, Jagden, Feste und Liebschaften nehmen einen so grossen Teil des Gedichtes ein, dass wir es auch nur ein „idyllisches Epos“ benennen wollen. Dass es sich aber wirklich zur Würde eines Epos erhebt und nicht mit der Masse erzählender Gedichte der allgemeinen Litteratur zusammengestellt werden darf, dies können wir freilich nicht genügend erweisen, nachdem wir es nur erst in Fragmenten, die aus dem Zusammenhange gerissen, keine rechte Vorstellung von dem Ganzen gewähren, bekannt gemacht haben, doch ist unseres Erachtens aus denselben immerhin ersichtlich, dass es den Gesetzen der höchsten Sinnlichkeit und Objectivität vollkommen genüge tut, und aus der Inhaltsangabe (obschon wir in dieselbe manches gar nicht aufgenommen haben) lässt sich wohl erschliessen, dass es auch, dem Gesetze der epischen Totalität gemäss, ein volles, mannigfaltig bewegtes Lebensbild enthält. In letzterer Hinsicht bot, wie schon oben (S. 46) bemerkt wurde der Gegenstand selbst dem Dichter einen höchst schätzbaren Vorteil: denn er schildert ein Nationalleben in dessen vielfachen Existenzformen, zu Hause und in der öffentlichen Versammlung,

im Frieden und im Kriege. Wenn aber auch die verschiedensten Scenen mit einander abwechseln, so tritt doch das tragische Element gegen das idyllische weit mehr zurück, als in der Odyssee. Wohl lässt sich der Künstler sein Thema nicht vorschreiben und es darf auch daher kein Tadel gegen ihn erhoben werden, wenn er weniger von dem Grössten und Ernstesten, was die Menschenbrust bewegt, und mehr von dem Kleinen und leicht Wiegenden des gewöhnlichen Lebens zur Darstellung bringt, er kann sogar auch im letzteren Falle ein in seiner Art unübertreffliches und recht erfreuliches Werk erschaffen, trotzdem wird dasjenige, welches von tieferem Gehalte erfüllt ist, auch eine stärkere Wirkung ausüben, und ist eben deshalb höher zu schätzen.

Indem aber Mickiewicz vorwiegend Alltagsmenschen einführte, eröffnete er dadurch auch dem komischen Elemente einen weiten Spielraum in seinem Gedichte. Die Torheiten und Schwächen, die eigensüchtigen und kleinlichen Bestrebungen des gemeinen Lebens machen sich neben den erhabensten Herzensregungen geltend und ergötzen eben durch ihre Nichtigkeit, welche sich den Schein des Idealen anmasst. Und dies ist wieder ein Punct, in welchem die beiden besprochenen Gedichte zusammentreffen. In beiden ist das Komische schon an und für sich wertvoll als ein getreues Spiegelbild der menschlichen Natur, wird es aber noch mehr dadurch, dass es der wahren Seelenschönheit, den hohen Gefühlen keuscher Liebe und patriotischer Begeisterung zur contrastirenden Unterlage dient. Freilich ist in dieser Hinsicht das polnische Gedicht viel reicher, wie schon die übersetzten Stellen ersehen lassen; die ganze darin geschilderte Volksklasse erscheint wegen ihrer Vorurteile und ihres eigentümlichen politischen Treibens dem helleren Bewusstsein des Dichters und seiner Zeitgenossen in einem komischen Lichte. — Derselbe Umstand aber, dass das Komische in so weiter Ausdehnung aufgenommen wurde, hatte zur notwendigen Folge, dass der Stil beider Gedichte nicht immer an die würdevolle Hoheit der Antike erinnert. Denn es sind eben die Einzelzüge des individuellen Daseins, die zahllosen zufälligen Abweichungen von der Idee der Menschheit, die Brechungen und Verzerrungen der typischen Linien, welche als machtlose Negationen der Idee lächerlich werden. Während nun der classische Stil eine solche Annäherung an die unvollkommene Wirklichkeit, in welcher das Schöne, durch die Willkür des Zufalls in jedem Individuum getrübt, nirgends rein und voll zum Durchbruche kom-

men kann, mit ängstlicher Sorgfalt vermeiden und nur die Urbilder der Natur nachzuahmen strebt, und während er die der Seele wesentliche harmonische Ruhe durch keine Störungen vernichten lässt, — nimmt der charakteristische Stil auch das höchst Eigenartige, das Hässliche, die gebrochenen Linien und verkrüppelten Formen der gegebenen Erscheinungen auf und bringt auch die gewaltsamsten Zuckungen einer von rasenden Leidenschaften hingerissenen Seele zum Ausdruck. Und wenn es auch nicht zu läugnen ist, dass die Schöpfungen jenes Stiles das Gemüt des Zuschauers ruhiger und freudiger stimmen, so behalten daneben auch die des letzteren ihren hohen Wert, vorausgesetzt natürlich, dass sie auch alle Verwirrung in schliessliche Harmonie auflösen und der Idee zum Siege über alle Negationen verhelfen. — Das gemein — Natürliche, das Törichte und trotzdem sich anspruchsvoll der Idee Entgegenstellende ist in der ganzen Ilias durch den einzigen Thersites vertreten, weit mehr drängt es sich im „Hermann“ vor, wo aber die beiden Hauptgestalten vermöge ihrer einfach grossen Characterformen berechtigt sind, den homerischen sich zu gesellen, noch mehr geschieht es im „Thaddäus“, wie es dort der Gegenstand selbst erheischte. Wie aber ein gutes Lustspiel immer schätzbar bleiben wird neben der herrlichsten Tragödie (wenn wir auch jene Dichtungsart nicht über die letztere stellen wollen, wie es Schiller tut in dem Abschnitte „satirische Dichtung“ seiner Schrift „über naive und sentimentalische Poesie“), wie auch kleine Genrebilder neben grossen historischen Gemälden gefallen können, so muss desto mehr ein Gedicht erfreuen, welches mannigfaltige Beispiele der menschlichen Schwäche vergegenwärtigt, ohne dabei der Hinweisung auf das Edelste und Erhabenste zu entbehren.

Was schliesslich die Frage anbelangt, welches von beiden Gedichten höher zu schätzen wäre, so kommt es uns nicht in den Sinn, darüber ein Urtheil zu fällen, und zwar schon aus dem Grunde, weil es so ziemlich immer auf ein müssiges Gerede hinausläuft, wenn man zwei echte Kunstwerke nur in der Absicht vergleicht, eines über das andere zu stellen; überdies müsste in diesem Falle auch das polnische dem Leser schon als Ganzes bekannt sein; — wir wollen nur einige Eigenschaften hervorheben, durch welche sich beide von einander unterscheiden und welche auch wohl als relative Vorzüge gelten können. Im „Hermann“ wird unser Interesse durch die Gefühle der Liebenden weit mehr in Anspruch genommen, als im „Thaddäus“, weil dieselben dort mit tieferem

Ernste und innigerer Teilnahme des Dichters behandelt sind, während ihnen hier keine gleich grosse Wichtigkeit beigelegt wird; dagegen ertönt hier die patriotische Saite mit vollerem und mächtigerem Klange, und es ist auch dieser Zug mehr angemessen für ein Epos, weil er einem ganzen Volke angehört. Dabei enthält das Werk von Mickiewicz eine weiter in der Aussenwelt verzweigte und eben deshalb an Bewegung und anschaulichen Momenten reichere Handlung. Endlich zeichnet es sich durch viele und vortreffliche Naturgemälde aus. —

Indem wir alles Uebrige, was etwa noch zu sagen wäre, bis zur Herausgabe der angekündigten vollständigen Uebersetzung uns vorbehalten, schliessen wir mit dem Wunsche, es möge der Weg für die Einführung des jedenfalls wertvollen Gedichtes in die deutsche Litteratur durch die vorliegende Schrift geebnet sein.

KRONIKA I STATYSTYKA ZAKŁADU.

I.

Skład grona nauczycielskiego.

A. Z początkiem roku szkolnego.

Po ukończeniu roku szkolnego 1878 zaszły w składzie grona nauczycielskiego następujące zmiany.

J. E. Pan Minister Wyznań i oświaty zamianował reskryptem z dnia 23. czerwca 1878 l. 96402 (Pr. R. Szk. kr. 29. lipca 1878 l. 185) zastępcę nauczyciela **Puszkara Dymitra** rzeczywistym nauczycielem w c. k. gimnazyum w Drohobyczu, — a Wysokie Prezydium Rady Szk. Kraj. przeniosło reskryptem z dnia 25. sierpnia 1878, l. 212 zastępcę nauczyciela **Lecha Władysława** do c. k. gimnazyum Św. Jacka w Krakowie, i przydzieliło tymże reskryptem na jego miejsce zastępcę nauczyciela **Nasalskiego Juliana** tutejszemu zakładowi.

Wskutek tego był skład grona nauczycielskiego w tutejszém gimnazyum z początkiem roku szk. 1879 następujący.

1. **Dr Klemensiewicz Ludwik**, dyrektor, uczył propedeutyki filozofii w klasie VII i VIII po 2 godz., razem 4 godz. tygodniowo.
2. **Fox Franciszek**, ks. profesor religii, zawiadowca zbioru książek szkolnych dla biednych uczniów, uczył religii w klasach Ia, Ib, IIa, IIb, III, IV, V, VI, VII, VIII po 2 godziny tygodniowo, razem 20 godzin tygodniowo.
3. **Buliński Jan**, profesor, gospodarz klasy IIa, uczył języków łacińskiego w klasie IIa 8 godzin, polskiego w klasie IIa, V i VI po 3 godziny, razem 17 godzin tygodniowo.
4. **Poselt Joachim**, profesor, gospodarz klasy VI i zawiadowca biblioteki nauczycielskiej, uczył języka łacińskiego w klasie VI 6 godzin, greckiego w klasie VI 5 godzin i niemieckiego w klasie VI 5 godzin, razem 16 godzin tygodniowo.
5. **Sękowski Michał**, profesor, gospodarz klasy VIII, zawiadowca biblioteki uczniów, uczył języka łacińskiego w klasie VIII 5 godzin, niemieckiego w kl. Ia 6 godzin, polskiego w kl. VII i VIII po 3 godziny, razem 17 godzin tygodniowo.

6. **Małecki Ludwik**, profesor, gospodarz klasy V, współzawodowca zbioru książek dla biednych uczniów, uczył języka łacińskiego w klasie V. 6 godzin, greckiego w klasie III i V po 5 godzin, razem 16 godzin tygodniowo.
7. **Wiśniowski Feliks**, profesor, gospodarz klasy VII, uczył języka łacińskiego w kl. VII 5 godzin, greckiego w klasie VII 4 godzin, w klasie VIII 5 godzin, i polskiego w klasie IV 3 godziny, razem 17 godzin tygodniowo.
8. **Drzymuchowski Marcin**, profesor, zawiadowca gabinetu fizycznego, uczył matematyki w kl. III, IV i VII po 3 godziny, i klasie VIII 2 godziny, i fizyki w klasie IV, VII i VIII po 3 godziny, razem 20 godzin.
9. **Flis Józef**, profesor, uczył języka polskiego w klasie Ib i II po 3 godziny, matematyki w klasie IIa, IIb i VI po 3 godz. w kl. V 4 godziny, razem 19 godzin tygodniowo.
10. **Czerny — Schwarzenberg Józef**, profesor, uczył języka niemieckiego w klasie VII 4 godziny, historii i geografii w IIb 4 godziny, w IV 4 godziny, w VI i VII po 3 godziny, razem 18 godzin tygodniowo.
11. **Gutkowski Karol**, profesor, gospodarz klasy Ia, zawiadowca gabinetu naturalnego, uczył geografii w klasie Ia i Ib po 3 godziny, historii naturalnej w klasie Ia, Ib, IIa, IIb, III, V i VI po 2 godziny, razem 20 godzin tygodniowo.
12. **Dworzański Jan**, profesor, uczył języka niemieckiego w klasie III 4 godziny, historii i geografii w kl. IIa i V po 4 godz. III i VIII po 3 godz., razem 18 godzin tygodniowo.
13. **Pechnik Aleksander**, nauczyciel, gospodarz klasy IV, współzawodowca biblioteki uczniów, uczył języka łacińskiego w klasie IV 6 godzin, i niemieckiego w kl. IV i VIII po 4 godz. w V 3 godziny, razem 17 godzin tygodniowo.
14. **Nasalski Julian**, zastępca nauczyciela, gospodarz klasy IIb uczył języka łacińskiego w klasie IIb 8 godzin, greckiego w klasie IV 4 godziny i niemieckiego w klasie IIb 5 godzin razem 17 godzin tygodniowo.
15. **Jaworski Jan**, zastępca nauczyciela, gospodarz klasy Ib, uczył języka niemieckiego w klasie Ib 6 godzin, IIa 5 godzin, matematyki w kl. Ia i Ib po 3 godz., razem 17 godz. tygodn.
16. **Feichtinger Józef**, zastępca nauczyciela, gospodarz klasy III, uczył języka łacińskiego w Ib 8 godzin, III 6 godzin, i polskiego w III 3 godziny, razem 17 godzin tygodniowo.

17. **Kwoczyński Wojciech**, aplikant, uczył języka łacińskiego w klasie Ia 8 godzin, polskiego w Ia 3 godzin, razem 11 godzin tygodniowo.

B. Zmiany w ciągu roku szkolnego.

1. Rozporządzeniem Wysokiego Prez. R. Szk. Kr. z dnia 30. Sierpnia 1878 l. 211 przydzielony został tutejszemu zakładowi były zastępca nauczyciela w c. k. niemieckiem gimnazyum we Lwowie **Waleryan Wilusz**. —
2. Rozporządzeniem Wys. R. Szk. Kr. z dnia 17. września 1878 l. 8786 zamianowany został kandydat stanu nauczycielskiego **Józef Szczudło** zastępcą nauczyciela w tutejszem gimnazyum.
3. Rozporządzeniem Wys. R. Szk. Kr. z dnia 18. września 1878 l. 8473 zamianowany został aplikant tutejszego gimnazyum **Wojciech Kwoczyński**, zastępcą nauczyciela w c. k. gimnazyum w Tarnopolu.
4. Rozporządzeniem Wys. R. Szk. Kr. z dnia 10. stycznia 1879 l. 12154 mianowany został ks. Antoni Pasiut pomocnikiem katechety w równorzędnych klasach tutejszego zakładu. —

Mimo takiego powiększenia sił nauczycielskich nie podobna było, jakkolwiek potrzeba była wielka, przystąpić do rozłożenia klasy III. na dwa równorzędne oddziały, a to dla braku odpowiedniego lokalu na umieszczenie klasy równorzędnej, który dopiero z końcem stycznia b. r. dyrekcji do dyspozycji oddany został. — Klasę trzecią równorzędną utworzono tedy dopiero z początkiem II. półrocza, przyczem zaszły w rozkładzie przedmiotów nauki następujące pod C. wykazane zmiany.

C. Skład grona nauczycielskiego z końcem roku szkolnego.

1. **Dr Klemensiewicz Ludwik**, dyrektor, ut A. 1.
2. **Fox Franciszek**, ks. profesor religii, uczył religii w II^a, II^b, III^a, III^b, IV, V, VI, VII i VIII po 2 godziny, razem 18 godzin tygodniowo.
3. **Buliński Jan**, profesor, j. w. A. 3.
4. **Poselt Joachim**, j. w. A. 4.
5. **Sękowski Michał**, j. w. A. 5.

6. **Małecki Ludwik**, profesor, gospodarz kl. V i współzawiadowca zbioru książek dla biednych uczniów, uczył języków łacińskiego w kl. V. 6 godzin, greckiego w kl. IIIb i V. po 5 godzin, razem 16 godzin tygodniowo.
 7. **Wiśniowski Feliks**, j. w. A. 7.
 8. **Drzymuchowski Marcin**, profesor, zawiadowca gabinetu fizycznego, uczył matematyki w IIIa, IV i VII po 3 godz., w VIII 2 godz., fizyki w IV, VII i VIII po 3 godz., razem 20 g. tygodn.
 9. **Flis Józef**, profesor, uczył języka polsk. w kl. IIb 3 godziny, matematyki w kl. IIa IIb IIIb i VI po 3 godziny, w kl. V 4 godziny, razem 19 godzin tygodniowo.
 10. **Czerny — Schwarzenberg**, profesor, ut A. 10.
 11. **Gutkowski Karol**, prof., gosp. kl. Ia, zawiadowca gabinetu naturalnego, uczył geografii w kl. Ia 3 godz., historii naturalnej w kl. Ia, Ib, IIa, IIb, V i VI po 2 godz., fizyki w klasie IIIa i IIIb po 2 godziny, razem 19 godzin tygodniowo.
 12. **Dworzański Jan**, profesor, uczył geografii w kl. Ib 3 godziny, historii i geographi w kl. IIa i V po 4 godz., w IIIa, IIIb i i VIII po 3 godziny, razem 20 godzin tygodniowo.
 13. **Pechnik Aleksander**, ut A. 13.
 14. **Nasalski Julian**, ut A. 14.
 15. **Wilusz Waleryan**, zastępca nauczyciela, gospodarz klasy Ib, uczył języków łacińskiego w klasie Ia 8 godzin, niemieckiego w kl. Ib 6 god., w kl. IIIa 4 godz., razem 18 godz. tygodn.
 16. **Jaworski Jan**, zastępca nauczyciela, gospodarz klasy IIIb, uczył języka polsk. w kl. IIIb 3 godz., niemieck. w kl. IIa 5 godz., w kl. IIIb 4 godz., matematyki w kl. Ia i Ib po 3 godziny, razem 18 godzin tygodniowo.
 17. **Feichtinger Józef**, zastępca nauczyciela, gospodarz klasy IIIa, uczył języka łacińskiego w kl. IIIa i IIIb po 6 godzin, greckiego w kl. IIIa 5 godzin, razem 17 godzin tygodniowo.
 18. **Szczudło Józef**, zastępca nauczyciela, uczył języka łacińskiego w kl. Ib 8 godzin, polskiego w kl. Ia, Ib i IIIa po 3 godz., razem 17 godzin tygodniowo.
-

II. Rozkład nauki.

Klasy	Religia	Język łaciński	Język grecki	Język polski	Język niemiecki
I.	2 godziny. Nauka wiary i obyczajów według katechizmu księdza Zielińskiego.	8. godzin. Odmiana prawidła imion i czasowników według gramatyki Poplińskiego i przykładów Trzaskowskiego. Od listopada począwszy 4 zadania szkolne, 2 domowe miesięcznie.	—	3 godziny. Gramat. Małeckiego według rozkładu penspodanego przez autora. Czytanie opowiadanie i wygłaszanie z pamięci cenniejszych ustępów, zawartych w Wypisach polsk. dla klas niższ. tomie I. Co 2 tygodnie zad. piśmienne	6 godzin. Odmiana imienia i czasownika (konjugacya słaba i mocna w najogólniej. zarysach) według gramat. Schobera tłóm. Rebena i na podstawie ćwiczeń Rebena — Głównie prawidła szyku. Co tydzień zadanie szkolne.
II.	2 godziny. Dzieje starego przymierza według Tyca.	8. godzin. Powtórzenie form prawidłow. Formy nieprawidłowe Najwyklesze prawidła składni według gramatyki Poplińskiego i ćwiczeń Molinskiego. 4 zadania szkolne, 2 domowe miesięcznie.	—	3 godziny. Gramat. Małeckiego według rozkładu penspodanego przez autora. Czytanie opowiadanie i deklamacya z Wypisów polskich dla klas niższych tom II. Zadania jak w klasie I.	5 godzin. Gramatyka Schobera (Rebena). Przykłady Rebena. Odmiana czasownika mocn. Części mowy nieodmienne. Zadania jak w klasie I.
III.	2 godziny. Dzieje nowego przymierza według Tyca.	6 godzin. 3 godziny czytania Corneliusa Neposa rozdziałów 40. 2 godziny Składnia przypadków według gramatyki Poplińskiego i przykładów Trzaskowskiego. 1 godzina poprawianie wypracowań piśm. W 1. półr. zadania jak w klasie II. w 2. półr. 2 zad. szkoln. 2 domow. miesięcznie.	5. godzin. Odmiana imion i czasowników aż do futurum według gramatyki Curtiusa (Sternal-Samolewicz) i na podstawie przykładów Schenkla (Samolewicz). Od 2. półr. począwszy 1 zad. szkoln., 1 dom. miesięcznie.	3 godziny. Gramat. Małeckiego według wskazówek autora. Czytanie III. tomu Wypisów dla klas niższ. opowiadanie, deklamacya. Zadania jak w klasie I.	4 godziny. Gramatyka Rebena część II. Wypisy Hamerskiego. — Najważniejsza część składni. Czytanie i opowiadanie z Wypisów. Zadania jak w klasie I.

Geografia i Historia	Matem. i Propedeut. filozofii	Nauki przyrodnicze	L. g. t.
3 godziny. Zasady geografii matematycznej o ile takowa potrzebna jest do zrozumienia mapy. — Opis powierzchni ziemi według naturalnych jej własności i podziału na narody i kraje. — Poznanie i rysowanie mapy. — (Geografia Bellingera.)	3 godziny. W 1. półroczu tylko arytmetyka. W 2. półroczu 1 godzina arytmetyki a 2 geometrii (na podstawie książek Moznika tłóm. Krawczykiewicza). (Według zarysu organizacyjnego.) Ćwiczenia domowe — co 14 dni zadanie szkolne.	2 godziny. Zwierzęta ssące, owady i t. p. według zoologii Nowickiego.	27.
4. godzin. 2 godziny geografii (Klun). Specjalna geografia Azji i Afryki. Dokładny opis pionowego i poziomego podziału Europy i jej dorzeczy. Specjalna geografia południowej Europy. 2 godziny historii (Welter tłóm. Sawczyńskiego). Pogląd na dzieje starożytne (w sposób biograficzny) aż do Grachów.	3 godziny. Książki te same co w klasie I. — W 1. półroczu 2 godz. arytmetyki, 1 geometrii. W 2. półroczu 2 godz. geometrii, 1 arytmetyki. (Według zarysu organizacyjnego.) Ćwiczenia domowe — co 14 dni zadanie szkolne.	2 godziny. 1. półrocz. Ptaki płazy i ryby według zoologii Nowickiego. 2. półrocz. Botanika według książki Hückla.	27.
3 godziny. 2 godziny geografii (Klun). Specjalna geografia środkowej, północnej i wschodniej Europy z wyjątkiem monarchii austriacko-węgierskiej — dalej geografia Ameryki i Australii. — 1 godzina historii (Welter - Sawczyński). Pogląd na dzieje średniowieczne aż do wieku XIV.	3 godziny. Książki tego samego autora co w kl. I. 1. półrocz 2 godziny arytmetyki, 1 geometrii. 2. półrocz 2 godziny geometrii, 1 arytmetyki. (Według zarysu organizacyjnego.) Ćwiczenia domowe — co 14 dni zadanie szkolne.	2 godziny. 1. półr. Mineralogia (Kleska). 2. półrocz Fizyka (Kunzek — Stanecki.) Ogólne własności ciał, stany skupienia, pierwiastki i ich najgłówniejsze połączenia — Cieplik.	28.

Klasy	Religia	Język łaciński	Język grecki	Język polski	Język niemiecki	Geografia i Historia	Matem. i Propedeut. filozofii	Nauki przyrodnicze	L. g. t.
IV.	2 godziny. Wykład obrzędów i religijnych zwyczajów według Jachimowskiego.	6 godzin. 3 godziny Cezar bell. gall. (Hoffmanna) rozdziałów 80. 2 godziny. gramatyka (Poplińskiego) Indicativus, Coniunctivus, Infinitivus, Participium, Gerundium, i Supinum. Consecutio temporum. Do tego ćwiczenia Poplińskiego. 1 godzina. Zadania pisemne i ich poprawianie. Zadania jak w 2. półroczu klasy III.	4 godziny. Dokończenie odmiany czasowników na <i>ω</i> . — Verba na <i>ι</i> . Verba anomala według gramatyki Curtiusa i na podstawie przykładów Schenkla w polskim opracowaniu. — Tłumaczenie bajek i krótszych opisów z części 2. tychże przykładów. Zadania jak w 2. półr. klasy III.	3 godziny. Gram. według wskazówek autora (Małeckiego). Najważniejsze rodzaje stylu interesowego. — Czytanie IV. tomu Wypisów dla klas niższ. opowiadanie — deklamacja. Zadania jak w klasie I.	4 godziny. Powtórzenie nauki o składni z uzupełnieniem opuszczonych części. Czytanie i opowiadanie z Wypisów Hamerskiego na klasę IV. Co tydzień zadanie pisemne.	4 godziny. Pogląd na historią nowożytną z uwzględnieniem zdarzeń i osobistości, mających znaczenie dla monarchii habsburskiej (podług Weltera — Sawczyńskiego). Powtórzenie ważniejszych działów z geografii Europy, szczególnie orografii. — Specjalna geografia monarchii austriacko węgierskiej (podług Szaraniewicza.)	3 godziny. Książki tego samego autora co w kl. I. 1. półr. 2 godz. arytmetyki, 1. geometrii. 2. półr. 2 godz. geometrii, 1 arytmetyki. (Według zarysu organizacyjnego). Ćwiczenia domowe — co 14 dni zadanie szkolne.	3 godziny. Statyka, aerostatyka, dynamika, akustyka, optyka, główne zasady astronomii i geografii fizycznej — elektryczność, magnetyzm (według Kunzecka — Staneckiego).	29.
V.	2 godziny. Dogmatyka ogólna ks. Jachimowskiego. 1. półr. Objawienie patryarchalne i mojszowe. 2. półr. Objawienie chrześcijańskie i o kościele Chrystusowym	6 godzin. Livius (wyd. Gryssara) księga I. Ovidius Carmina selecta Gryssara wierszy 1300. Ćwiczenia stylistyczne według Trzaskowskiego części I. — Starożytności rządowe i wojskowe. 1 zadanie szk. 2 domowe miesięcznie. —	5 godzin. Xenophon (Chrestomatya Schenkla) Wyimki z Anabasis, Cyropedy i Memorabiliorów. Homer Ilias księga I. — Gramatyka Curtiusa: Składnia (O przypadkach. —) Starożytności. Urząd. spart. 1 zad. szkolne, 1 dom. mies.	3 godziny. Czytanie, rozbiór i opowiadanie najdawn. zabytków polszczyzny — i utworów pisarzy wieku zło. tego z Wypisów Mecherzyńsk. wyd. 2. wraz z wiadomością o życiu i działaniu tychże pisarzy. Co 3 tygodnie zad. pisemne.	3 godziny. Czytanie, opowiadanie i rozbiór ustępów z Wypisów Pütza. Tłumaczenie z polskiego na niemieckie. Omawianie tematów do wypracowań pisemnych. Co 2 tygodnie zadanie.	4 godziny. Dzieje starożytne aż do wojen punickich wraz z odnośnymi datami geograficznymi według historyi Pütza.	4 godziny. 2 godziny algebry i 2 geometrii podług książek Moznika w przekładzie Staneckiego. (Według zarysu organizacyjnego). Ćwiczenia domowe — co miesiąc zadanie szkolne.	2 godziny. 1. półr. Mineralogia wraz z geognozą podług Fellöckera. 2. półr. Botanika z paleontologią i geograficzn. rozszerzeniem roślin podług Lomnickiego.	29.
VI.	2 godziny. Dogmatyka ks. Jachimowskiego. 1. półr. O Bogu stwórcy, rządcy i zachowawcy ludzkości 2. pl. O Bogu odkupicielu i poświecicielu.	6 godzin. Sallustius. Bellum Iugurthinum. — Vergilius Aeneis II. Laudes vitae rusticae. — Starożytności sakralne i Mytologia — Ćwiczenia stylistyczne i zadania pisemne jak w klasie V.	5 godzin. Homer Ilias lib. IV, XVII, i XIX. Odysseas lib. I, IX, X. Gramatyka: O czasach i trybach. Starożytności. Wiek bohaterski. Zadania jak w kl. V.	3 godziny. Czytanie, opowiadanie i rozbiór wyimków z pisarzy zło. tego wieku i okresu panegryczno - makiaronicznego z Wypisów Mecherzyńsk. wraz z wiadomością o życiu i działaniu tychże pisarzy. Zadania jak w klasie V.	5 godzin. Czytanie, opowiadanie i rozbiór i wygłaszanie z pamięci ustępów z Wypisów Pütza. Omawianie tematów do wypracowań pisemnych. Zadania jak w kl. V.	3 godziny. Dokończenie dziejów starożytnych. Dzieje średnowieczne aż do cesarzów z dynastji frankońskiej z uwzględnieniem odnośnych dat geograficznych podług Pütza.	3 godziny. Książki te same, co w klasie V. 1. półr. 2 godz. algebry, 1 geometrii. 2. półr. 2 godziny geometrii, 1 algebry. (Według zarysu organizacyjnego). Ćwiczenia domowe — co miesiąc zadanie szkolne.	2 godziny. Zoologia systematyczna wraz z paleontologią i geograficzn. rozszerzeniem zwierząt podług dzieła Nowickiego.	29.

Dalszy ciąg rozkładu nauki.

Klasy	Religia	Język łaciński	Język grecki	Język polski	Język niemiecki
VII.	2 godziny. Etyka katolicka według książki ks. Śoleckiego	5 godzin. Vergilii Aeneis lib. VII. — Cicero Catil. II. — Pro lege Manilia — De senectute. Ćwicz. stylist. według Trzaskowsk. cz. 2 Starożytności sądowe i prywatne. Zadania jak w kl. V.	4 godziny. Demosthenes. Pierwsza mowa przeciw Filipowi — Mowa o pokoju. Sofokles. Ajas. Starożytności: Urządzenia ateńskie. Co 3 tygodnie zadanie piśmienne.	3 godziny. Z Wypisów polskich dla klas wyższych tom II. część 1. czytanie, opowiadanie i rozbiór wyinków z cenniejszych pisarzy okresu Stanisławowskiego. Zadania jak w klasie V.	4 godziny. Czytanie, opowiadanie i rozbiór Goethego poematu Hermann u. Dorothea i ustępów z Wypisów Mozarta t. II. Rozbiór i omawianie tematów do wypracowań piśmiennych. Zadania jak w kl. V.
	2 godziny Historia kościelna według książki ks. Jachimowskiego.	5 godzin. Tacitus, Agricola — Historia Horatius: 20 od. 2 epody, 2 satyry. Powtórzenie starożytności. Ćwiczenia stylistyczne i zadania piśmienne jak w klasie V.	5 godzin. Sofokles Edyp kolonejski. Platon. Gorgias. Ciąg dalszy urzędzeń ateńskich. Co 4 tygodnie zadanie piśmienne.	3 godziny. Z Wypisów polsk. dla klas wyższ. tom II. cz. 2. czytanie, opowiadanie i rozbiór estetyczno krytyczn. utworów celn. pisarzy epoki romantycznej. Opracowanie tematów dowolnych i rozbiór takowych. Co miesiąc zadanie piśm.	4 godziny. Rozb. i opowiad. utworu Schillera „Wallensteins Tod” i Goethego „Iphigenie auf Tauris”, tudzież ustęp. z Wypisów Mozarta t. II. Omawianie tematów do wyprac. piśm. Zadania jak w kl. V

Geografia i Historia	Matem. i Propedeut. filozofii	Nauki przyrodnicze	L. g. t.
3 godziny. Dokończenie dziejów średniowiecznych. Historia nowo-czesna aż do Karola V.	3 godziny. Książki jak w klasie V. 1. półr. 2 godziny algebry do nauki o przestawianiu. 1 godzina geometrii. 2. półr. 2 godz. geometrii, 1 algebry. (Według zarysu organizacyjnego.) Ćwiczenia domowe. — Co miesiąc zadanie szkolne.	2 godziny. Logika ogólna według dzieła Drbala.	3 godziny. Fizyka Chlebowskiego. Ogólne własności ciał, chemiczne połączenie i rozkład. Statyka, dynamika, hydro- i aerostatystyka.
3 godziny. Dokończenie dziejów nowożytnych według Pützsa i historia austriacka. Statystyka i geografia monarchii austriacko-węgierskiej według Hannaka.	2 godziny. Powtórzenie, uporządkowanie i zastosowanie na przykładach całego przedmiotu nauki w wyż. gimn. traktowanego.	2 godziny. Psychologia empiryczna według dzieła Lipińskiego. Zarys antropologii psychicznej.	3 godziny. Fizyka Chlebowskiego. Nauka o cieple — Akustyka, Magnetyzm, elektryczność — optyka i główne zasady astronomii.

Przedmioty nauki nadobowiązkowej.

1. Liturgia grecka, obowiązkowa dla uczniów obrządku greckiego klasy IV w 1 godzinie tygodniowo. Liczba uczniów 2.
2. Historia kraju rodzinnego w klasie III, IV, VI, i VII, po 1 godzinie tygodniowo. Brali udział wszyscy uczniowie tych klas.
3. Kaligrafia w 2 oddziałach po 1 godzinie tygodniowo. Liczba uczniów 81.
4. Stenografia w 2 oddziałach i 3 godzinach tygodniowo. Liczba uczniów 64.
5. Gimnastyka w 6 oddziałach po 1 godzinie tygodniowo. Liczba uczniów 133.
6. Rysunki w 2 oddziałach 5 godz. tygodniowo Liczba uczniów 52.
7. Śpiew w 2 oddziałach po 2 godz. tygodn. Liczba uczniów 121.

TEMATA DO WYPRACOWAŃ PIŚMIENNYCH.

A. W języku polskim.

Klasa V.

1. Obraz niepogody (według wiersza K. Miaskowskiego „Na niepogodę“ r. 1605).
2. Pieśń „Bogarodzica“ pod względem historyczno-językowym.
3. O wartości zdrowia (Według wiersza Kochanowskiego).
4. Dlaczego powinniśmy cześć starość?
5. Czem się różni przyjaciel od pochlebcy?
6. Objasnić przysłowie: „Jak cię widzą, tak cię piszą.“
7. Jakie korzyści przynoszą nam rzeki.
8. Wiersz J. Kochanowskiego „Cnocie nie fortune ufać należy“ rozwinąć i uzasadnić.
9. Przysłowie „Z małej iskry wielki pożar bywa“ objasnić i uzasadnić.
10. Skutki wojny peloponeskiej.
11. Osnowa dramatu J. Kochanowskiego: „Odprawa posłów greckich“.

Klasa VI.

1. Obraz panowania dwóch pierwszych królów rzymskich.
2. Czem jest młodość w życiu ludzkim i jak z niej korzystać należy?
3. Pochwała wsi (według Kochanowskiego).
4. Obraz bitwy (według H. ks. IV.)
5. Dlaczego epokę Zygmuntofską nazywamy epoką złotą?
6. Przeciw jakim wadom powstaje Kochanowski w swym Satyrze.
7. Wiosna a młodość (porównanie).
8. Jakie są najmlsze przymioty w pożyciu.
9. O czytaniu książek i sposobie ich czytania.
10. Zwycięztwo nad sobą samym jest największem zwycięztwem.
11. Jakie ma znaczenie Dunajec dla Sądeczyny?
12. Przyczyny upadku rzeczypospolitej w Rzymie.

Klasa VII.

1. Źle czynić się nie godzi, choć się dobre stąd urodzi (Knapski).
2. Kto nie sprostą temu o co się kusi, niech uczyni co może, jakby wszystkiego dokazał (Fredro).
3. Co spowodowało upadek literatury ojczystej w okresie panegiryczno makaronicznym?
4. Życie w mieście uważane ze strony dodatniej i ujemnej.
5. Charakter Zbryganiego w komedyi Bohomolca „Ubogi pokorny.“
6. Przeciw jakim przywarom występuje Naruszewicz w swej „Pieśni ciarlatańskiej na jarmarku“?
7. Nawet najzbawienniejsze wynalazki mogą wskutek przewrotności ludzkiej przynieść społeczeństwu szkodę. (Prawdziwość powyższego zdania wykazać na wynalazku druku.)
8. Wyjaśnić i rozwinąć myśl, zawartą w satyrze Krasickiego „Pochwała wieku“.
9. Zalety starości (na podstawie rozprawy Cyncerona).
10. Przyczyny rozkwitu literatury polskiej w okresie Stanisławowskim.
11. Skreślić charakter Anzelma w komedyi Zabłockiego „Zabobonnik.“

Klasa VIII.

1. Początek romantyzmu w Polsce i jego znamiona.
2. Charakter sędziego w Panu Tadeuszu.
3. Zalety Agrykoli jako wodza i obywatela.
4. W czym różni się osnowa powieści poetyckiej Malczewskiego p. t. Marya od rzeczywistego zdarzenia.
5. Dzieckiem w kolebce, kto łeb urwał hydrze,
Młodzieńcem zdusi centaury,
Ten piekłu ofiarę wydrze,
Do nieba sięgnie po laury.
Mickiewicz.
6. Na czym polega komiczność roli Papkina w komedyi Fredry p. t. „Zemsta“.
7. Powstanie zawikłania w Balladynie Słowackiego.
8. Konieczność głębszego zastanowienia się przy wyborze stanu.
9. W każdym sercu ludzkim leży skarb ukryty, lecz nie każdy potrafi go znaleźć.
10. Skreślić charakter Balladyny w tragedyi Słowackiego „Balladyna“ i wykazać na tle takowej różnicę między tragedją starożytną a nowoczesną (przy exam. dojrzałości).

B. W języku niemieckim.

Klasa V.

1. Wie ich die Ferien zugebracht habe.
2. Der Bauer und sein Sohn (nach Gellert).
3. Erklärung des Schiller'schen Rätsels über den Pflug.
4. Die Taktik des Fabius Cunctator.
5. Inhaltsangabe der 1-ten Elegie Ovid's.
6. Die seltsamen Menschen (nach Lichtwer).
7. Cyrus Erziehung (nach Xenophon).
8. Schwäbische Kunde (nach Uhland).
9. Der zweite Perserkrieg.
10. Taillefer (nach Uhland).
11. Weshalb spricht man bei der Unterhaltung so oft von dem Wetter?
12. Der Ring des Polykrates (nach Schiller).
13. Die Gründung Roms (nach Livius).
14. Harras, der kühne Springer (nach Körner).
15. Die Bedeutung, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst für den Fortschritt der Cultur gehabt hat.
16. Klein Roland (nach Uhland).
17. Der Untergang der griechischen Freiheit.
18. Roland Schildträger (nach Uhland).

Klasa VI.

1. Die Unschuld findet ihren Schutz.
2. Der in dem Lesestücke „Das Wunder“ dargestellte Gedanke.
3. Macht des Beispiels (Abhandlung).
3. Arbeit und Erholung.
5. Nur der mit seinem Schicksale Zufriedene ist glücklich.
6. „Der Mensch versuche die Götter nicht.“ (Erzählung.)
7. Die Veranlassung zu dem Jugurthinischen Kriege (nach Sallust).
8. Zusammenstellung der Gedichte „Die Kreuzschau“ und „Das unzufriedene Bäumchen“.
9. Bescheidenheit ziert die Jugend (Abhandlung).
10. Zwei Freunde (Erzählung).
11. Eine Scene aus dem Leben Vergil's.

12. Der Pflanzer u. ein Kanadier (Erzählung).
13. Europa's Ueberlegenheit über die andern Erdtheile.
14. Folgen der bösen Tat.
15. Arion.
16. Selbstbeherrschung. Eine Abhandlung auf Grund des Gedichtes „Der Kampf mit dem Drachen“ von Schiller.
17. Odysseus bei den Kyklopen (nach Ilias IX).
18. Die Schreckensnacht in Troja (nach Verg. Aen. II).

K l a s s e VII.

1. Die Geschichte der römischen Verfassung seit der Gründung der Republik bis zum Decemvirat.
2. Der Stoff, die Darstellung und die Charaktere der in der Goetheschen Ballade „Erlkönig“ vorkommenden Personen.
3. Ueber den Einfluss der Gebirge auf die Cultur und die Geschichte der Völker.
4. Charakter Kasimir des Jagellonen (Uebersetzung aus dem Polnischen).
5. Inhaltsangabe und Disposition der ersten olynthischen Rede.
6. Eine Parallele der Gedichte „Johanna Sebus“ von Goethe und „Das Lied vom braven Manne“ von Bürger.
7. Vor dem Tode ist niemand glücklich zu preisen — (zu erläutern und an Beispielen aus der Geschichte zu begründen).
8. „Arbeit ist des Bürgers Zierde“.
9. Die Folgen der Kreuzzüge.
10. Inhaltsangabe des ersten Gesanges des epischen Gedichtes „Hermann und Dorothea“.
11. Der Überblick der Hauptmomente der deutschen Geschichte im Zeitraume von Rudolf I. bis Karl IV.
12. Der Charakter des Gastwirthes (nach den 4 ersten Gesängen des Gedichtes „Hermann und Dorothea“).
13. „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“ — (zu erläutern und an Beispielen aus der Geschichte zu begründen).
14. Die welthistorische Bedeutung Venedigs im Mittelalter.
15. Inhaltsangabe der Sophokleischen Tragödie: „Ajax mastigophoros“.
16. Der Character des Apothekers im Goetheschen Gedichte „Hermann und Dorothea“.

Klasa VIII.

1. Goethe's „Hermann und Dorothea“ und „Pan Tadeusz“ von Mickiewicz. Eine Parallele.
2. Der Gedankengang des 1-ten Monologes Wallenstein's.
3. Die Mannigfaltigkeit des Interesses, welches die Natur in uns erregt.
4. Der Sturz Karl I. von England.
5. *Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent* (Cicero).
6. Aus welchen verschiedenen Ursachen Wallenstein von seinen Anhängern verlassen wird.
7. Wahrnehmungen beim Ausbruch eines Krieges.
8. Die Teilnahme Gustav Adolfs am 30 jährigen Kriege.
9. Wodurch die Geschichte unser Interesse erregt und ob Goethe Recht hat mit seiner Behauptung, dass das Beste, was wir von ihr haben, die Begeisterung ist.
10. Die Türkenkriege zur Zeit Leopold I.
11. Die Collision und Katastrophe im Oedipus Coloneus.
12. Wie treten im ersten Dialoge zwischen Orestes und Pylades die Charakterunterschiede der beiden Freunde hervor?
13. Die Regierung Ludwig XIV.

IV.

ZBIORY NAUKOWE.

1. Fundasze.

b) Taxy wstępne	199 złr. 50 ct.
b) Datki na środki naukowe	414 złr.

Razem . 613 złr. 50 ct. w. a.

Z tego zakupiono:

Do biblioteki.

Bellinger: Geografia. — St. Sobieski: Metoda nauczania obcych języków. — Mecherzyński: Stylistyka. — Roscoe: Chemia. — Bauer: Vorschule zum vergleichenden Sprachstudien. — Al. Zdanowicz: Rys dziejów literatury polskiej. — Hauer: Geologie. — Sawczyński: Zarys psychologii. — Rządewski: Studya nad literaturą. — Bocckh: Methodologie der philologischen Wissenschaften. —

Aeschylusa tragedye. — Überweg: System der Logik. — Überweg: Geschichte der Philosophie. — Seemann's kunsthistorische Bilder. — Kiepert: Wandkarte von Alt-Griechenland. — Hettner: Geschichte der deutschen Literatur. — Düntzer: Erläuterungen zu deutschen Klassikern (61 — 76 B.). — Schrader: Erziehungs- und Unterrichtslehre. — Curtius: Griech. Gramm. (11 Aufl.). — Roisier: Cicero u. seine Freunde. — Frommelt: Florologium latinum. — Osterwald: Griechische Sagen als Vorschule zum Studium der Tragiker. — Verne: Hektor Sarvadac, Dzieci kapitana Granta Podróż do bieguny północnego, Tajemnicza wyspa. — Trzy lata pobytu w stepach Ameryki. — Cuda oceanu. — Podróże Mungo Parka do Afryki. — Mayne-Reid: Na spodzie okrętu. — Niewiarowicz: Wspomnienia o Ad. Mickiewiczu. — Anczyc: Zwierzęta mówiące. — Borkowska: Wakacje Janka i Zosi, Wspomnienia z przeszłości. — Maurycy Mann: Podróż na wschód. — Gerstäcker: Mały poszukiwacz złota w Kalifornii. — Tatomir: Obrazki geograficzne. — Odyniec: Listy z podróży. — Grube: Biographien aus der Naturkunde, Natur und Culturleben. — Kane: der Nordpolfahrer. — Barth: Ost-Afrika. — Oppel: Das Wunderland der Pyramiden. — Stahl: die Wasserwelt. — Waegner: Hellas. — Wörner: Amt und Welt. — Das Buch der Erfindungen. — 6 czasopism.

Otrzymało w podarunku

Schlossera Historyą powszechną i Album Matejki od Pana Turka z Węgier, któremu dyrekcya imieniem zakładu serdeczne składa podziękowanie.

Do gabinetu fizykalnego.

Machinę dzielenia z podziałką na szkle milimetrową. — Siatkę szklaną do machiny podziału. — Przyrząd do okazania śruby Resslera. — Metronom Melzla. — Galaktometr. — Acetomer podług Otto. — Przyrząd Weissbacha. — Endosmometer. — Telefon. — Różne odczynniki hemiczne. — Tokarnię z odpowiednimi narzędziami.

Do Gabinetu historyi naturalnej prócz przedmiotów do konserwowania zbiorów, jakoto: słoików, szpilek, wysokoku i t. d. w obecnym roku nic nie zakupiono, a resztę kwoty na ten cel przeznaczonej zachowano do roku następnego celem sprawienia większej ilości okazów.

V. Statystyka zakładu.

W klase	było uczniów		Wynik klasyfikacyj przy końcu II. półroczu						Z ogólnej liczby uczniów było przy końcu roku szk. 1878,											U w a g a.
	w katalogu wpisanych.	przy końcu roku szk.	Stopień I. z odnacen.	I	II	III	nie klasyf.	Do egzaminu popraw.	szkolne placących	od połowy opłaty uwol.	od całej opłaty uwol.	Stypendyst.	co do narodowos.			co do religii.				
													Polaków	Rusinów	Niemców	rit. lat.	rit. grae.	Evang- lików	Staro- zakon.	
I A	53	43 ^{3*)}	4 ^{1*)}	20 ^{1*)}	2	10	—	7	42 ^{3*)}	—	19	1	42	3	1	40	3	—	3	Z opłaty szkolnej wpłynęło w obecnym roku 2467 Złr. 50 ct. w. a. — Stypendya wyno- siły 765 Złr. — Dla wspierania , u- bogich uczniów i- stnieje od lat kilku stowarzyszenie p. t. Bursa Śadecka któ- rego fundusz żelazny wynosi obecnie oko- ło 2000 Złr. w. a. W ubiegłym roku otrzymało 20 ucz- niów bezpłatnie od tego towarzystwa wikt i mieszkanie.
I B	51	39	6	22	—	5	—	6	18	—	21	—	38	1	—	33	1	2	3	
II A	40	36 ^{1*)}	5 ^{1*)}	20	1	4	—	6	15 ^{1*)}	—	21	—	34	2	1	31	2	1	3	
II B	40	36 ^{1*)}	5	28	—	1 ^{1*)}	—	2	10 ^{1*)}	1	25	—	32	3	2	31	3	1	2	
III A	38	34	2	20	—	2	—	10	14	—	20	1	32	2	—	30	2	1	1	
III B	37	33	1	26	—	2	—	4	12	—	21	—	32	1	—	28	1	3	1	
IV	40	37 ^{2*)}	5	18	1 ^{1*)}	3	—	10 ^{1*)}	12 ^{1*)}	—	25	1	37	2	—	36	2	1	—	
V	43	37	4	23	2	4	—	4	21	—	16	2	33	3	1	28	3	3	3	
VI	26	25	2	15	—	1	1	6	16	—	9	—	25	—	—	23	—	2	—	
VII	25	24	4	19	—	—	—	1	7	—	17	1	22	2	—	20	2	—	2	
VIII	21	19	5	12	—	—	—	2	9	—	10	—	15	4	—	10	4	1	4	
Razem	414	370	46	224	7	33	1	59	165	1	204	6	342	23	5	310	23	15	22	

*) Liczba dolna oznacza prywatystów.

Wiek uczniów w klasie pierwszej i ósmej.

W klasie	miało lat	uczniów	W klasie	miało lat	uczniów
I.	10	3	VIII.	18	3
	11	13		19	4
	12	19		20	6
	13	18		21	4
	14	13		22	1
	15	9		23	1
	16	4			
	17	1			
	18	1			

VI.

Ważniejsze rozporządzenia W. Rady szkolnej.

1. Reskrypt Wys. Rady szk. kraj. z dnia 25. sierpnia 1878 l. 51812 ustala zakres wymagań przy examinach wstępnych do Iszej klasy.
2. Rozporządzenie Wys. Rada szk. kraj. z dnia 29. sierpnia 1878 l. 7732 przypomina że nie wolno wydawać żadnych świadectw na złożony examin wstępny.
3. Wys. Rada szk. kraj. rozporz. z dnia 12. listopada 1878 l. 6285 normuje postępowanie względem uczniów, którzy w dwóch po sobie następujących półroczach otrzymali stopień trzeci.
4. Wys. Rada szk. kraj. rozporz. z dnia 15. grudnia 1878 l. 11364 podaje do wiadomości reskrypt JE. P. Ministra wyzn. i ośw. z dnia 4. listopada 1878 l. 17722 w sprawie uwolnienia uczniów szkół średnich od opłaty szkolnej.
5. Wys. Rada szk. kraj. rozporz. z dnia 4. stycznia 1879 l. 12173/1878 poleca Dyrekcyom, aby w myśl obowiązujących przepisów nie przyjmowała uczniów do zakładu, którzy się nie wykazują metryką chrztu.

6. Rozporządzenie Wys. Rady szk. kraj. z dnia 10. lutego 1879 l. 949 podaje do wiadomości reskrypt JE. P. Ministra wyzn. i ośw. w sprawie uwolnienia niektórych uczniów przy examinie dojrzałości z historyi i fizyki od ustnego examinu.
 7. Wys. Rada szk. kr. rozporządzeniem z dnia 10go 1879 l. 1976 zakazuje bezwarunkowo uczęszczać młodzieży do sal sądowych w celu przysłuchiwania się publicznym rozprawom.
 8. Reskrypt Wys. Prezyd. Rady szk. kraj. z dnia 25. maja 1879 l. 134/Pr. R. s. k. podaje do wiadomości, że Najjaśniejszy Pan raczył miłościwie ze szczególném zadowoleniem przyjąć objawy szczerej miłości i przywiązania okazane przez zakład tutejszy z powodu 25letniej rocznicy zaślubin Najjaśniejszych Państwa.
-

VII.

KLASYFIKACYA UCZNIÓW PUBLICZNYCH.

I. A. klasa.

Stopień celujący.

1. Ferenciewicz Michał.
2. Wiśniowski Adam.
3. Baziak Marcin.
4. Kanner Izaak.

Stopień pierwszy.

5. Szymanowicz Józef.
6. Kopaczyński Leon.
7. Langfort Karol.
8. Orzechowski Józef.
9. Wiśniowski Eugeniusz.
10. Mouson Antoni.
11. Sedlak Henryk.
12. Madeja Jan.
13. Gutwiński Franciszek.
14. Tarsa Jędrzej.
15. Salej Dyonizy.
16. Baudisch Franciszek.
17. Szewczyk Józef.
18. Kotz Władysław.
19. Koerbel Herman.
20. Kurzeja Roman.
21. Pawlicki Alfred.
22. Mieluch Józef.
23. Mochacki Ignacy.
24. Płochocki Stanisław.

Przypuszczono do egzaminu po-
prawczego 7.

Stopień IIgi otrzymało 3.
„ IIIci „ 10.

I. B. klasa.

Stopień celujący.

1. Niepsuj Jan.
2. Pałka Józef.
3. Sromek Józef.
4. Franz Ludwig.
5. Mucha Wincenty.
6. Majchrzak Jan.

Stopień pierwszy.

7. Chylak Dimytr.
8. Krajewski Jakób.
9. Adamczyk Józef.
10. Dąbrowski Walenty.
11. Albiński Stanisław.
12. Szymanek Jan.
13. Wojcikiewicz Juliusz.
14. Ryś Józef.
15. Miszke Jan.
16. Śliwa Michał.
17. Lampel Maurycy.
18. Decker Jan.
19. Sikora Franciszek.
20. Jarzębiński Antoni.
21. Lesiecki Jan.
22. Wielochowski Józef.
23. Zajac Ignacy.
24. Węgrzyn Józef.
25. Orlicz Franciszek.
26. Biernacki Władysław.
27. Brudziana Antoni.
28. Richter Marcin.

Przypuszczono do egzaminu po-
prawczego 6.

Stopień IIIci otrzymało 4.

II. A. klasa.

Stopień celujący.

1. Kapaun Leon.
2. Wisłocki Ignacy.
3. Ameisen Adolf.
4. Wągiel Michał.
5. Filipkiewicz Jan.

Stopień pierwszy.

6. Grzybowski Stefan.
7. Obrzud Stanisław.
8. Lichtmann Benjamin.
9. Laszenik Szymon.
10. Gądkiewicz Franciszek.
11. Miczyński Kazimierz.
12. Rudy Jan.
13. Czapliński Władysław.
14. Gutwiński Stanisław.
15. Hodina Eugeniusz.
16. Bobakowski Tadeusz.
17. Klein Marcin.
18. Skrzyński Stefan.
19. Pazdur Wojciech.
20. Grünbaum Marcin.
21. Cyga Leszek.
22. Malik Paweł.
23. Pawluśkiewicz Wincenty.
24. Pajor Stanisław.
25. Sekułowicz Maryan.

Przypuszczono do examinu po-
prawczego

Stopień IIgi otrzymał

„ IIIci otrzymało

6.
1.
4.

II. B. klasa.

Stopień celujący.

1. Leszczycki Bronisław.
2. Męciński Emil.
3. Koppens Romuald.
4. Muchowicz Jan.
5. Biedroń Jan.

Stopień pierwszy.

6. Święs Kazimierz.
7. Klimecki Józef.
8. Duda Józef.
9. Sopalski Maciej.
10. Czerski Stanisław.
11. Faliszewski Władysław.
12. Tłuczek Jakób.
13. Krok Jan.
14. Świnka Bartłomiej.
15. Wiatr Józef.
16. Hammerschlag Jonas.
17. Fröhlich Jan.
18. Silbermann Leon.
19. Durkot Chryzostom.
20. Gacek Edward.
21. Szymczyk Jan.
22. Dudka Walenty.
23. Gawroński Antoni.
24. Przysłopski Roman.
25. Sedlak Ernest.
26. Sieradzki Piotr.
27. Chmura Wincenty.
28. Michalik Franciszek.
29. Mikuta Gustaw.
30. Wysowski Szymon.
31. Wilusz Jan.
32. Twardowski Antoni.
33. Waszkowski Stanisław.

Przypuszczono do examinu po-
prawczego

Stopień IIIci otrzymał

2.
1.

III. A. klasa.

Stopień celujący.

1. Kopyściański Maksymilian.
2. Urbański Tomasz.

Stopień pierwszy.

3. Waligóra Józef.
4. Płachta Jan.
5. Krynicki Mieczysław.
6. Wnęk Wincenty.
7. Zbiegniewicz Jan.
8. Jarosz Władysław.
9. Anderle Józef.
10. Körbel Samuel.
11. Bubula Maciej.
12. Głombiński Jan.
13. Warzecha Wincenty.
14. Marek Antoni.
15. Izworski Michał.
16. Launhardt Franciszek.
17. Wielochowski Kwiryn.
18. Leśny Walenty.
19. Guzik Jan.
20. Lenartowicz Roman.
21. Księzki Wincenty.
22. Piekarz Józef.

Przypuszczono do egzaminu po-
prawczego 10.
Stopień IIIci otrzymało 2.

III. B. klasa.

Stopień celujący.

1. Homme Maryan.

Stopień pierwszy.

2. Ladenberger Jakób.
3. Pałka Franciszek.
4. Frączek Julian.
6. Wydra Piotr.
5. Jasica Jędrzej.
7. Nowobilski Franciszek.
8. Koziorowski Eugeniusz.
9. Gawlikowski Franciszek.
10. Szewczyk Jan.
11. Gołębiowski Karol.
12. Myjak Jan.
13. Gołębiowski Leon.
14. Rostocki Roch.
15. Szymanek Władysław.
16. Sawczak Jan.
17. Miechurski Tomasz.
18. Deker Jan.
19. Klimek Jędrzej.
20. Czauderua Medard.
21. Nitribitt Henryk.
22. Stuber Jan.
23. Sikorski Franciszek.
24. Kowalski Jan.
25. Zoellner Antoni.
26. Kmietowicz Franciszek.
27. Lebedowicz Marceł.

Przypuszczono do egzaminu po-
prawczego 4.
Stopień IIIci otrzymało 2.

IV. klasa.

Stopień celujący.

1. Baier Grzegorz.
2. Huza Wojciech.
3. Miszke Tadeusz.
4. Habel Karol.
5. Matyas Karol.

Stopień pierwszy.

6. Cichański Aleksander.
7. Górski Józef.
8. Koza Tomasz.
9. Holda Jan.
10. Surdziel Jędrzej.
11. Kęder Józef.
12. Rajski Antoni.
13. Grzegorzek Michał.
14. Guzik Wojciech.
15. Mordarski Ignacy.
16. Raczyński Jan.
17. Pilny Szymon.
18. Wnękowicz Jan.
19. Miernik Eugeniusz.
20. Reinfuss Józef.
21. Bobakowski Władysław.
22. Binduchowski Leopold.
23. Kowalski Zygmunt.

Przypuszczono do egzaminu po-
prawczego 10.

Stopień IIgi otrzymał 1.

„ IIIci otrzymało 3.

V. klasa.

Stopień celujący.

1. Jarzyna Stanisław.
2. Tertil Tadeusz.
3. Katz Bertold.
4. Ekert Michał.

Stopień pierwszy.

5. Jenkner Jerzy.
6. Czauderna Roman.
7. Glazór Stanisław.
8. Janasiński Ignacy.
9. Korosteński Zygmunt.
10. Tertil Ludwik.
11. Kubliński Jan.
12. Barna Antoni.
13. Wierzbanowski Walery.
14. Decker Marcin.
15. Michalik Jacek.
16. Kostantynowicz Julian.
17. Knobel Eisig.
18. Durkot Julian.
19. Płochocki Tadeusz.
20. Cebula Jędrzej.
21. Naturski Władysław.
22. Mikuta Alfred.
23. Sękowski Władysław.
24. Haleczko Ludwik.
25. Körbel Adolf.
26. Zacharyasiewicz Jan.
27. Szewczyk Józef.

Przypuszczono do egzaminu po-
prawczego 4.

Stopień IIgi otrzymało 2.

„ IIIci otrzymało 4.

VI. klasa.

Stopień celujący.

1. Stuglik Piotr.
2. Raczyński Kazimierz.

Stopień pierwszy.

3. Migdał Zygmunt.
4. Górski Erazm.
5. Potacz Ludwik.
6. Hans Jan.
7. Kwieciński Józef.
8. Fyda Józef.
9. Nenyczko Karol.
10. Gawroński Jan.
11. Polak Wojciech.
12. Kacz Franciszek.
13. Sobolewski Franciszek.
14. Unger Kazimierz.
15. Wittig Leon.
16. Rudnicki Kazimierz.
17. Bieniek Piotr.

Przypuszczono do egzaminu poprawczego

Stopień IIIci otrzymał

6.
1.

VII. klasa.

Stopień celujący.

1. Goliński Marcin.
2. Herbst Zygmunt.
3. Kołodziejczyk Jan.
4. Babicz Jan.

Stopień pierwszy.

5. Tullius Tadeusz.
6. Kiełbasa Kasper.
7. Dąbrowski Ludwik.
8. Muchowicz Mateusz.
9. Ptaszkowski Antoni.
10. Körbel Maurycy.
11. Barnowski Zacharyasz.
12. Mościcki Kornel.
13. Grabowicz Władysław.
14. Maciejowski Michał.
15. Mamak Józef.
16. Ligaszewski Ludwik.
17. Babel Władysław.
18. Mikiewicz Jan.
19. Wiatr Paweł.
20. Przybylski Stanisław.
21. Kowalski Władysław.
22. Mochnacki Dyonizy.
23. Mirecki Jan.

Przypuszczono do egzaminu poprawczego

1.

VIII. klasa.

Stopień celujący.

1. Wydrychiewicz Kazimierz.
2. Męciński Antoni.
3. Konstantynowicz Michał.
4. Kopyściański Kornel.
5. Nebenzahl Mojżesz.

Stopień pierwszy.

6. Mikiewicz Apolinary.
7. Gut Franciszek.
8. Deutelbaum Jakób.
9. Owsianka Michał.
10. Bobakowski Michał.
11. Richter Arnold.
12. Czyrniański Konstanty.
13. Stuber Gustaw.
14. Jurkowski Antoni.
15. Piaskowy Jan.
16. Szczurkowski Jakób.
17. Kacz Jan.

Do egzaminu poprawczego przypuszczono 2.

WYNIK EXAMINU DOJRZAŁOŚCI

z końcem roku szk. 1879.

Do egzaminu dojrzałości przystąpiło abiturientów 17. Z tych otrzymali

I. Świadectwo dojrzałości z odznaczeniem.

- | | |
|-----------------------------|---------------------|
| 1. Kostantynowicz Michał. | 2. Męciński Antoni. |
| 3. Wydrychiewicz Kazimierz. | |

II. Świadectwo dojrzałości.

- | | |
|----------------------|-------------------------|
| 4. Berner Oktawian. | 8. Kopyściański Kornel. |
| 5. Deutelbaum Jakób. | 9. Mikiewicz Apolinary. |
| 6. Gut Franciszek. | 10. Nebenzahl Mojżesz. |
| 7. Jurkowski Antoni. | 11. Piaskowy Jan. |
| 12. Richter Arnold. | |

Do egzaminu poprawcz. z jednego przedmiotu przypuszczono 5

Z abiturientów którzy świadectwo dojrzałości otrzymali udaje się

Na teologią	4.
Na wydział prawniczy	5.
„ „ filozoficzny	2.
„ „ medyczny	1.

